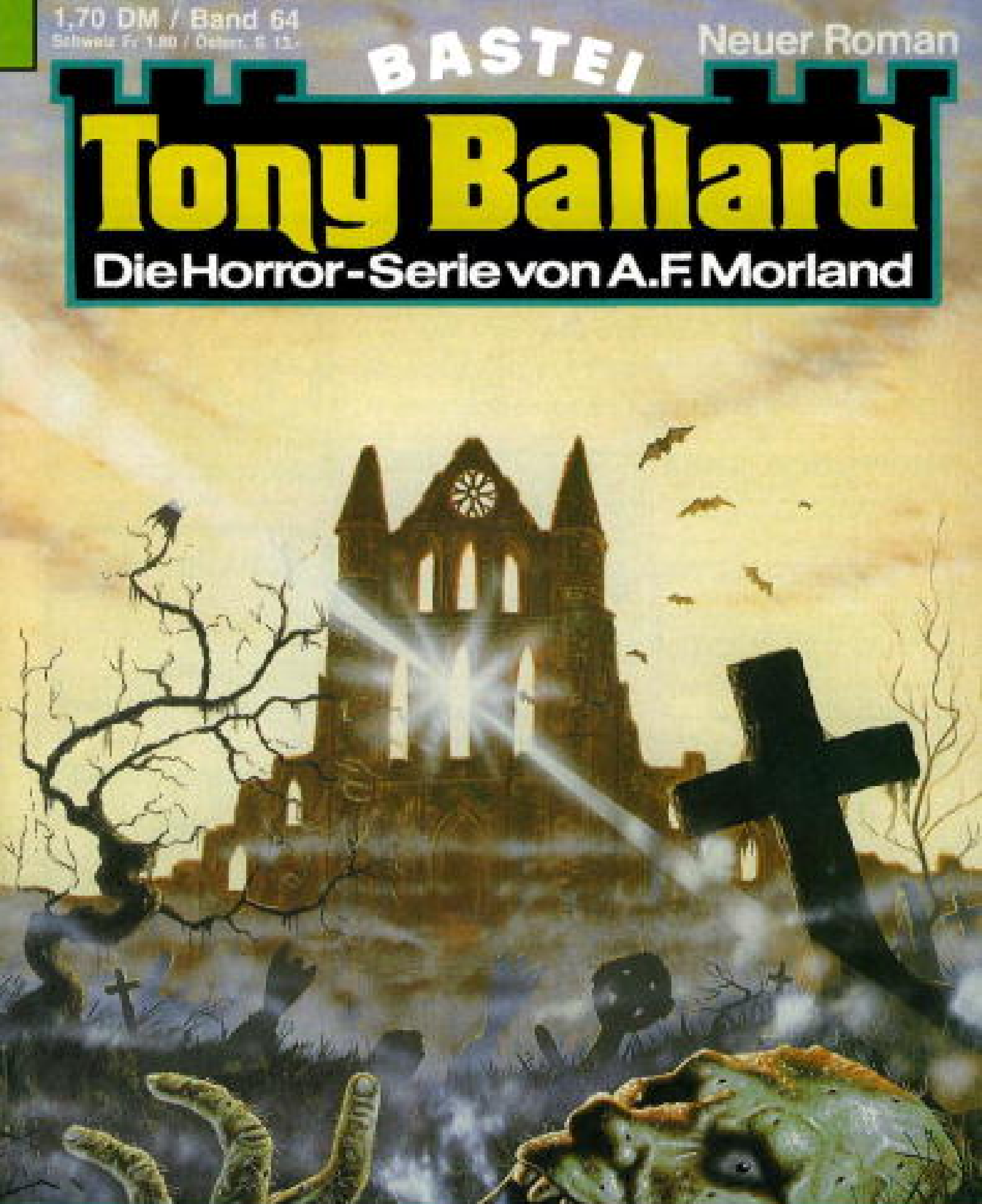

1,70 DM / Band 64
BASTEI
Neuer Roman
Tony Ballard
Die Horror-Serie von A.F. Morland
Friedhof der Ghouls




# Friedhof der Ghouls

**Tony Ballard Nr. 64**

***von A.F.Morland***

***erschienen am 01.03.1985***

# Friedhof der Ghouls

Russell Ayres hatte schlechte Laune, und er fuhr zu schnell. Dennoch traf ihn keine Schuld an dem Unfall, zu dem es in der Newgate Street kam, denn er hatte Vorfahrt.

Einem Schatten gleich raste das andere Fahrzeug heran. Bremsen kreischten. Passanten blieben erschrocken stehen. Frauen schrien entsetzt auf. Ayres zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen und verriß sein Fahrzeug.

Im nächsten Augenblick krachte es, und die Welt wurde für Russell Ayres, den Archäologen, zu einem wirbelnden Etwas. Obwohl er den Fuß mit ganzer Kraft gegen das Bremspedal stemmte, blieb sein Wagen nicht stehen.

Das Fahrzeug schlitterte über die Kreuzung und durchbohrte eine Plakatwand.

Wutentbrannt sprang Ayres aus seinem Auto. Er griff nach einem kleinen Alabasterteufel, der vor seiner Brust hing. Und in seinen Augen glühte ein Höllenfeuer auf.

Zwei Männer eilten auf den großen, kräftigen Archäologen zu. Sie wollten helfen.
»Sind Sie verletzt?« fragte der eine.
»Nein!« knurrte Ayres aggressiv.
Er stieß die Männer zur Seite und suchte mit zornfunkelndem Blick das andere Fahrzeug. Immer mehr Schaulustige fanden sich ein. Der Verkehr stockte in beiden Richtungen.
»Wo ist er?« stieß Ayres zornig hervor.
Mehrere Personen kümmerten sich um den anderen Autofahrer, dem es wesentlich schlechter als dem Archäologen ging. Doch Ayres hatte kein Mitleid mit ihm. Sie hoben einen blonden Mann vorsichtig aus dem demolierten Fahrzeug, dessen Motorhaube nach oben geknickt war. Aus dem Motorraum stiegen weiße Dämpfe, und heißes Kühlerwasser rann in Richtung Gully.
»Hoffentlich fängt das Wrack nicht an zu brennen«, sagte einer der Helfer.
»Wir legen ihn auf den Gehsteig«, sagte ein anderer.
Behutsam trugen sie den blonden Mann von der Fahrbahn.
»Der Wagen ist uralt«, sagte jemand. »Die Bremsen müssen versagt haben.«
Aber das interessierte Russell Ayres nicht. Der Blonde hatte diesen Unfall verschuldet, und dafür sollte er unverzüglich seine Strafe bekommen. Wie stets, wenn sich der Archäologe über jemanden oder über etwas ärgerte, griff er automatisch nach seinem Alabaster-Talisman.
Kälte nistete sich in Ayres' Augen ein. Eine Kälte, die von diesem Alabasterteufel auszugehen schien. Der blonde Mann war schwer benommen. Blut rann aus seiner Nase, und allem Anschein nach war sein linkes Bein gebrochen. Der Schock verhinderte noch, daß der Verletzte Schmerzen hatte.
»Einen Krankenwagen!« rief einer der Männer, die sich um den Blonden bemühten.
»Der braucht keinen Krankenwagen mehr!« tropfte es eisig über Ayres' Lippen. Niemand hörte es. »Ruft lieber gleich einen Leichenwagen!«
Er konzentrierte sich auf die kleine Teufelsfigur, die er mit der linken Hand umschloß, und plötzlich stöhnte der Blonde unter wahnsinnigen Schmerzen. Keiner ahnte, daß Ayres dafür verantwortlich war.
Der blonde Mann keuchte schwer. Immer mehr verzerrte sich sein Gesicht. Sein Brustkorb hob und senkte sich schnell, und bald konnte er die Schmerzensschreie nicht mehr unterdrücken.
Das war Ayres' Strafe!
Der Verletzte brüllte so laut, daß die Männer, die sich seiner angenommen hatten, ratlos waren.

»Er muß innere Verletzungen haben«, mutmaßte einer.
»Beißen Sie die Zähne zusammen!« sagte ein anderer eindringlich. »Der Rettungswagen wird gleich hier sein, dann bekommen Sie eine Betäubungsspritze.«
Der Blonde schien ihn nicht zu hören. Er brüllte weiter, immer lauter.
Seine Gesichtshaut wurde so weißgelb wie die Alabasterfigur, mit deren Hilfe Russell Ayres ihn attackierte. Als er sich aufsetzte, versuchten ihn die Männer zurückzudrücken.
»Bleiben Sie liegen. Sie können doch in Ihrem Zustand nicht…«
Aber der blonde Mann stieß die Hände derer, die es gut mit ihm meinten, zurück und stand sogar auf. Trotz des gebrochenen Beins! Und er faßte sich verzweifelt an die Schläfen.
Er schrie und krallte die Finger in sein blondes Haar. Er starrte Ayres an, denn er spürte, daß alles, was ihn peinigte, von diesem Mann ausging.
»Bitte!« schrie er flehend. »Aufhören! Hören Sie auf damit!«
Die Menschen, die ringsherum standen, begriffen nicht. Womit sollte der große kräftige Mann aufhören? Er stand fünf Meter von dem Blonden entfernt. Der Verletzte mußte den Verstand verloren haben.
»Bitte!« röchelte er. »Es… tut so weh… So schrecklich weh…«
Doch Ayres hatte kein Erbarmen. Er machte weiter, und die Folgen waren grauenvoll. Das Gesicht des Blonden schien plötzlich zu erstarren. Es hatte den Anschein, als würde der Kopf zu Alabaster werden.
Nach wie vor preßte der Blonde die Hände gegen seine Schläfen, doch nun kam es den Umstehenden so vor, als wollte er den Kopf zusammendrücken.
Und plötzlich… brach der Schädel des Blonden auseinander. Die Umstehenden sprangen entsetzt zurück.
Der Mann klappte zusammen - und über Russell Ayres' Gesicht huschte ein grausames, zufriedenes Grinsen. Der Blonde hatte seine Strafe bekommen. Ayres sah keine Notwendigkeit, sich noch länger an der Unfallstelle aufzuhalten.
Er wandte sich um, ließ den Alabasterteufel los und schob ein paar Leute unsanft zur Seite. »Lassen Sie mich durch!« verlangte er. »Aus dem Weg, neugieriges Pack!«
Er rempelte die Leute an, beschimpfte sie, trat einigen auf die Zehen und bahnte sich rücksichtslos seinen Weg durch die Menge.
Ein Farbiger vermißte Ayres. »Wo ist der Fahrer des anderen Wagens?« rief er. »Der kann sich nicht einfach aus dem Staub machen! Das geht doch nicht! Holt ihn zurück!«
Niemand tat es. Der Farbige wollte es selbst tun. Aufgeregt wühlte auch er sich durch die Menge, doch so sehr er sich auch beeilte, Ayres

sah er nicht wieder.

***

Ich gab Vollgas und ließ den Hubschrauber steigen. Die Maschine ließ sich hervorragend dirigieren. Neben mir saß Daryl Crenna alias Pakka-dee, der Gründer des »Weißen Kreises«, und ich führte ihm vor, was die stählerne Libelle alles konnte.

Knatternd schraubte sie sich in den kobaltblauen Himmel hinein. Ich drehte eine große Runde und kehrte dorthin zurück, wo unsere Freunde warteten. Über Vicky Bonney, Brian Colley und Mason Marchand ließ ich den Helikopter übermütig hin- und herschwingen, und kurz darauf setzte ich die Maschine sicher und punktgenau auf.

»Nun, was sagst du dazu?« fragte ich den Mann aus der Welt des Guten.

»Ich bin überwältigt, Tony«, sagte Daryl.

Ich grinste. »Von meiner Flugkunst oder von der Maschine?«

»Vor allem von diesem großen Geschenk«, antwortete Pakka-dee.

Vicky Bonney unterstützte den »Weißen Kreis«, seit diese wichtige Vereinigung von Tucker Peckinpah kein Geld mehr bekam. Neulich ließ einer der drei Männer aus der Welt des Guten - wer es war, ließ sich nicht mehr eruieren - die Bemerkung fallen, daß sie ihren Aktionsradius erheblich erweitern könnten, wenn ihnen ein Hubschrauber zur Verfügung stünde, und Vicky Bonney, die erfolgreiche Schriftstellerin, schaltete sofort.

Das Ergebnis hatte ich soeben vorgeführt, und Daryl Crenna war von der Großzügigkeit meiner Freundin tief beeindruckt.

Wir stiegen aus. Pakka-dee begab sich zu dem blonden Mädchen und streckte ihr beide Hände entgegen. »Wir stehen in deiner Schuld, Vicky.«

»Unsinn, Daryl.«

Er umarmte sie und sagte: »Ich weiß nicht, wie ich dir dafür danken soll.«

»Einfach damit, indem ihr noch mehr Siege als bisher gegen die schwarze Macht erringt. Der Hubschrauber wird es euch ermöglichen, schneller als bisher zur Stelle zu sein, wenn ihr gebraucht werdet. Er gehört ab sofort euch.«

Daryl Crenna befand sich noch in der Pilotenausbildung. Nach ihm würden auch Mason Marchand alias Fystanat und Brian Colley alias Tharpex lernen, wie man so einen Helikopter bediente.

Die Maschine würde ihnen sehr viel Zeit einsparen. Zeit, die im Kampf gegen die Hölle ungemein wertvoll sein konnte.

Auch Fystanat und Tharpex umarmten Vicky dankbar. Daß sie immer für uns da sein würden, wenn wir sie brauchten, hätten sie nicht zu betonen brauchen. Das wußten wir auch so.

Daryl Crenna bestand darauf, daß wir noch mitkamen. Er wollte mit uns das große Geschenk unbedingt begießen.

Wir fanden uns also im Haus des »Weißen Kreises« ein, wo ich wieder einmal meinem Ahnen Anthony Ballard, dem Hexenhenker, begegnete. Er war ein kräftiger Mann mit nacktem Oberkörper. Seine Muskelpakete glänzten, als wären sie mit Fett eingerieben. Er trug eine blutrote Gesichtsmaske und eine enganliegende Hose in derselben Farbe. Ein breiter Ledergürtel mit riesiger Schnalle war um die Taille geschlungen.

Er sprach sofort von der Hexe Cuca, die mit Atax, der Seele des Teufels, in London ihr Unwesen getrieben hatte. [1]

»Leider erfuhr ich von ihrer Anwesenheit zu spät«, sagte der Hexenhenker. »Sonst hätte ich sie mir geholt.«

Mein Magen krampfte sich zusammen, aber nicht deshalb, weil uns Cuca und Atax entkommen waren, sondern weil die beiden Roxane mitgenommen hatten. Dennoch war ich froh, daß sich Anthony Ballard nicht eingeschaltet hatte, weil wir Cuca lebend brauchten. Sie war vielleicht die einzige, die wußte, wo sich der Sohn befand, der einer kurzen Freundschaft zwischen ihr und Mr. Silver entsprungen war. Anthony Ballard hätte ihr mit seinem magisch geschärften Henkersbeil garantiert den Kopf abgeschlagen und uns die Möglichkeit genommen, zu erfahren, wo Silver II lebte.

Vicky und ich blieben nicht lange, und ich trank nicht mehr als ein Glas Pernod, dann verabschiedeten wir uns von unseren Freunden und fuhren nach Hause, wo zu meiner Überraschung Major Charlton Hathaway, der Leiter des Geheimdienstes MI 5, auf mich wartete.

Cruv, der Gnom, und der Ex-Dämon Mr. Silver leisteten dem finsteren Mann Gesellschaft. Ich hatte mit dem Major bereits zweimal zu tun gehabt. Wenn er mich in meinem Haus aufsuchte, tat er dies nicht aus reiner Höflichkeit, sondern weil er und sein Verein ein Problem hatten, mit dem sie allein nicht fertig wurden.

Wir tauschten ein paar Höflichkeitsfloskeln aus, doch damit hielt sich der Major nicht lange auf.

»Mr. Ballard, wir brauchen Ihre Hilfe«, sagte Hathaway.

»Das dachte ich mir«, gab ich zurück.

Er nahm an, ich würde mich für die Sache mehr interessieren, wenn er mir vorher sagte, daß für mich zehntausend Pfund drin waren. Okay, Tucker Peckinpah finanzierte mir kein sorgenloses Leben mehr, und mein Stolz ließ es nicht zu, daß ich Vicky auf der Tasche lag, aber nach wie vor setzte ich mich auch dann ohne Rücksicht auf Verluste im Kampf gegen das Böse ein, wenn für mich dabei nicht ein müder Penny heraussprang.

Ich wäre ein schlechter Kämpfer auf der Seite des Guten gewesen, wenn ich meinen Einsatzwillen von der Höhe des Betrages abhängig

gemacht hätte, den ich dabei verdienen konnte.

»Was liegt an, Major?« wollte ich wissen.

»Heute nachmittag kam es in der Newgate Street zu einem Verkehrsunfall mit äußerst mysteriösen Begleitumständen«, berichtete Charlton Hathaway.

Ich setzte mich. Vicky Bonney nahm auf der breiten Lehne meines Sessels Platz und legte ihren Arm um meine Schultern.

Cruv, der häßliche Gnom von der Prä-Welt Coor, legte seine kurzen Beine übereinander und hörte zu. Hathaway hatte mit seinem Bericht auf mich gewartet. Auch Cruv und Mr. Silver erfuhren jetzt erst, was sich in der Newgate Street ereignet hatte.

Als der Major schilderte, was die Augenzeugen gesehen hatten, rieselte es mir kalt über die Wirbelsäule, und ich wußte zweierlei: Erstens, daß dabei schwarze Magie im Spiel gewesen sein mußte, und zweitens, daß dies tatsächlich ein Fall für meine Freunde und mich war.

»Der blonde Mann scheint von dem anderen Autofahrer ermordet worden zu sein«, sagte Mr. Silver.

»Der Auffassung bin ich auch«, meinte Major Hathaway.

»Mord mit schwarzer Magie auf offener Straße - vor aller Augen«, sagte Mr. Silver. »Dazu gehört eine Menge Kaltblütigkeit.«

»Die besitzt Russell Ayres«, behauptete der Leiter von MI 5.

Ich sah ihn überrascht an. »Ich dachte, der Täter wäre spurlos verschwunden.«

»Das ist er, aber die Augenzeugen lieferten uns Beschreibungen, mit denen der Polizeizeichner etwas anfangen konnte, und das ist dabei herausgekommen.« Hathaway griff in die Innentasche seines Jacketts und legte das schmale Gesicht vor, das der Zeichner skizziert hatte.

Und neben dieses Gesicht legte er ein Foto, auf dem wir einen Mann sahen, der haargenau so aussah.

»Russell Ayres«, sagte der Major. »Fünfundvierzig Jahre alt, ledig, reich, Archäologe aus Leidenschaft. Ich will damit sagen, daß er es nicht nötig hätte, zu arbeiten. Er tut es, weil es ihm Spaß macht. Bis vor einem halben Jahr hatte dagegen niemand etwas einzuwenden. Aber dann nahm er an Ausgrabungen im Iran teil, und *das* brachte er von dort nach Hause.«

Die Brusttasche des Majors schien unerschöpflich zu sein. Wieder hatte er hineingegriffen, und nun lag die Fotografie eines kleinen Alabasterteufels vor uns. Die Gestalt wirkte gedrungen, schien einen Buckel zu haben. Der Kopf war weit vorgestreckt, der Mund zu einem stummen Schrei aufgerissen.

»Alles Böse geht davon aus«, erklärte Charlton Hathaway. »Diesen Teufel trägt Russell Ayres an einer Kette um den Hals. Die Figur beherrscht ihn, und er beherrscht die Figur. Er kann die furchtbaren

Kräfte, die sich in ihr befinden, aktivieren und hat das schon einige Male getan.«

»Er fand diese Figur im Iran?« fragte ich.

»Ja, und er verheimlichte den Fund. Von Rechts wegen hätte er den Teufel nicht behalten dürfen, aber er tat es. Höchstwahrscheinlich verleitete ihn die Figur dazu. Wenn Sie mehr über den gefährlichen Alabasterteufel wissen wollen, wenden Sie sich an den Parapsychologen Richard Shuck. Er nahm ebenfalls an den Ausgrabungen teil. Als er nach der Rückkehr aus dem Iran erfuhr, daß Ayres die Figur behalten hatte und gefährliche Experimente damit anstellte, wollte er ihn überreden, sich davon zu trennen, aber das machte Ayres so wütend, daß er Shuck beinahe umgebracht hätte. Immer, wenn Ayres gereizt wird und sich ärgert, setzt er die Kraft des Alabasterteufels ein.«

»Was für Experimente waren das?« wollte ich wissen.

»Er beeinflußte seine Umwelt auf alle möglichen Arten. Er fügte seinen Mitmenschen Schmerzen zu und hatte eine diabolische Freude daran.«

»Mit anderen Worten, er wurde irgendwie selbst zum Teufel.«

»So könnte man sagen, Mr. Ballard.«

»Der heutige Unfall machte ihn wütend.«

»Genau, und er reagierte sofort auf seine typische Art. Der Mann, der seinen Zorn zu spüren bekam, dieser Autofahrer, starb einen grauenvollen, qualvollen Tod.«

Ich betrachtete das Foto von der Alabasterfigur. Abstoßend sah sie aus. So etwas hätte ich mir nie um den Hals gehängt. Der verzerrte Gesichtsausdruck des Teufels widerte mich an.

Mein Blick richtete sich fragend auf Mr. Silver. »Hast du diese oder eine ähnliche Figur schon mal gesehen?«

Der Ex-Dämon schüttelte den Kopf.

»Wir wissen nicht, was Ayres damit schon alles angestellt hat. Sicher mehr, als uns bekannt ist«, sagte Major Hathaway. »Deshalb müssen wir alles versuchen, um ihm diesen verfluchten Teufel wegzunehmen.«

»Er wird sich wehren«, sagte Mr. Silver. »Und zwar mit höllischen Kräften.«

Hathaway nickte. »Das ist der Grund, weshalb ich hier bin. Weil ich weiß, daß wir es ohne Ihre Hilfe nicht schaffen. Vor einem halben Jahr dachten wir noch anders.«

Vicky kam noch einmal auf die Experimente zu sprechen, die Ayres damals machte.

Charlton Hathaway senkte seine dunklen Augen. »Er probierte die Höllenkraft aus, die ihm zur Verfügung stand. Ein Arbeiter, der in seinem Park zu tun hatte, hätte sich mit einer Kettenmotorsäge beinahe selbst verstümmelt. Er wollte sich ein Bein abschneiden. Sein

Kollege konnte es im allerletzten Augenblick verhindern. Der Mann sagte später aus, Russell Ayres habe dagestanden und ihn so zwingend angesehen, daß er plötzlich nicht mehr wußte, was er tat. Ayres' Hand umschloß dabei den Alabasterteufel. Genau wie heute. Ein paar Tage später fiel ein Geschäftsfreund von Ayres, der ihm unbequem geworden war, vor die U-Bahn. Zunächst hieß es, dem Mann müsse schlecht geworden sein, denn niemand hatte sich in seiner Nähe befunden. Aber dann sprach ein Augenzeuge von einem Mann, der sichtlich zufrieden die U-Bahn-Station verließ und der einen Alabasterteufel vor der Brust hängen hatte. Von diesem Moment an wußten wir, daß der Geschäftsmann umgebracht worden war. Wir wollten Ayres verhaften, doch damit schien er gerechnet zu haben, denn er verschwand spurlos. Vielleicht begab er sich ins Ausland. Wir wissen es nicht. Fest steht nur eines: Daß Russell Ayres jetzt wieder in London ist und einen weiteren Mord verübt hat. Er scheint den Alabasterteufel besser zu beherrschen als vor einem halben Jahr. Er hat mit Sicherheit viel dazugelernt, bekommt die Höllenkräfte immer besser in den Griff und macht sie sich zunutze. Und alle, die den unverzeihlichen Fehler begehen, ihn zu reizen, bekommen diese gefährlichen Kräfte zu spüren.«

Der Major blickte uns besorgt an. Was er uns eröffnet hatte, war uns unter die Haut gegangen. Ayres war eine Bedrohung für jedermann.

Doch Charlton Hathaway sagte noch etwas Besorgniserregenderes: »Mir kommt vor, als befinde sich alles noch im Anfangsstadium. Ich befürchte, daß noch viel mehr Kraft in dieser Teufelsfigur steckt, und Ayres wird sie entdecken und gebrauchen. Niemand kann vorhersehen, was dieser Mann bald noch alles können wird. Wenn wir ihn nicht bald stoppen, wird es vielleicht nie mehr möglich sein. Diese Horrorvision wird mich von heute an keinen Schlaf mehr finden lassen.«

»Sie können mit unserer Unterstützung rechnen, Major Hathaway«, sagte Mr. Silver spontan.

»Dafür bin ich Ihnen sehr verbunden. Die Sicherheit aller Menschen, die in dieser Stadt leben, ist durch Russell Ayres bedroht.«

Ich ging mit meiner Befürchtung sogar noch weiter. Nicht nur die Menschen, die in London lebten, waren gefährdet, sondern alle, denen Ayres über den Weg lief.

Wieder griff Major Hathaway in die Innentasche seines Jacketts. Diesmal zog er ein paar zusammengefaltete hauchdünne Blätter heraus.

»Hier finden Sie alles, was wir im Augenblick wissen und was Sie wissen müssen, Mr. Ballard«, sagte er.

Ich entfaltete die Blätter und legte sie nebeneinander. Zahlen, Daten, Fakten waren darauf angeführt. Auf den Blättern standen die

Vermögens- und Familienverhältnisse des Gesuchten.

Das Backgroundmaterial über Russell Ayres war sehr umfangreich. Ich konnte sogar lesen, in welchem Alter er an Ziegenpeter erkrankt war.

Die Liste mit den Namen von Ayres' Freunden war sehr kurz. Es folgte eine Namensaufstellung jener Personen, die den heutigen Unfall und das, was danach passierte, gesehen hatten, und es war der Name der Werkstatt angegeben, in die man Ayres' Wagen gebracht hatte.

»Er hat eine Schwester«, sagte Major Hathaway. »Vor etwa zehn Jahren war sie ebenso reich wie er, denn das Vermögen, das sie von ihren Eltern erbten, wurde in zwei gleiche Teile geteilt. Ayres schaffte es, seinen Teil mittlerweile zu verdoppeln. Heather, seine Schwester, heiratete einen Mann, der sich mit ihrem Geld verspekulierte. Heute ist sie geschieden und arbeitet in der Computerabteilung eines Zeitungs- und Zeitschriftengroßbetriebs. Aber auch das finden Sie in diesen Unterlagen. Es steht nur eines nicht darin: Wo Russell Ayres untergetaucht ist.«

»Das werden wir mit vereinten Kräften herausfinden«, sagte ich zuversichtlich.

»Sie wissen, daß die Zeit drängt, Mr. Ballard. Ayres bleibt in der Entwicklung nicht stehen.«

»Veranlassen Sie, daß man uns über jede Neuigkeit, die diesen Fall betrifft, umgehend informiert.«

»Das ist selbstverständlich«, sagte der Major.

»Sonst noch was?«

»Im Moment nicht.«

»Dann lassen Sie uns an die Arbeit gehen«, sagte ich und erhob mich.

»Ich habe meine besten Männer auf Ayres angesetzt«, sagte der Leiter von MI 5. »Und nun kann ich auch noch mit Ihrer Unterstützung rechnen. Das muß einfach reichen.«

Ich nickte zustimmend. Ob es tatsächlich reichen würde, würden wir ja bald sehen.

***

Russell Ayres hatte sich ungehindert von der Unfallstelle entfernt. Er war nicht mehr wütend. Sein Zorn hatte sich entladen und war dem blonden Autofahrer zum Verhängnis geworden.

Zum erstenmal war es ihm gelungen, mit der Kraft einen Menschen auf diese Art zu töten. Ehrfürchtig berührte er den kalten Alabasterteufel, der ihm diese ungeheure Machtdemonstration ermöglicht hatte, und er fragte sich, welche Geheimnisse der Figur noch darauf warteten, von ihm entdeckt zu werden.

Es war herrlich, Macht auszuüben. Es vermittelte Ayres ein unbeschreibliches Gefühl, zu sehen, wie die Menschen Angst vor ihm

hatten.
Sicher, auch Geld ist Macht. Auch damit kann man Menschen vernichten.
Aber was war alles Geld dieser Welt im Vergleich mit den Kräften, die er mit Hilfe dieser kleinen, unscheinbaren Figur mobilisieren konnte. Er hatte an den Ausgrabungen zunächst nicht teilnehmen wollen. Zwar interessierte er sich für die persische Kultur, aber ihm erschien das Gebiet, in dem gegraben werden sollte, als unergiebig.
Doch dann kam Richard Shuck zu ihm und brachte ihm Unterlagen - und plötzlich brannte er förmlich darauf, mit nach dem Iran zukommen.
Er brauchte den Entschluß nicht, zu bereuen, denn Shucks Unterlagen erwähnten den kleinen, geheimnisumwitterten Alabasterteufel, den er unbedingt haben wollte.
Mit einem Eifer, wie er ihn noch nie an den Tag gelegt hatte, schuftete er fast Tag und Nacht. Er litt nicht unter der drückenden Hitze, hatte weder Hunger noch Durst. Er war nur besessen von dem Wunsch, den kleinen Teufel in seinen Besitz zu bringen.
Obwohl er wie ein Tier arbeitete, behielt er die anderen, die sich an der Ausgrabung beteiligten, mißtrauisch im Auge, und er hätte Gott weiß was getan, um sich die Figur zu verschaffen.
Eines Nachts - er arbeitete im Schein von Campinggasleuchten allein - wurde sein Eifer belohnt. Er fand den weißgelben Teufel an einer Stelle, wo ihn niemand vermutet hätte.
Heute konnte sich Ayres des Eindrucks nicht erwehren, daß der Teufel gewollt hatte, daß er und kein anderer ihn fand. Die geheimnisvolle Figur hatte ihn ausgewählt, denn er war würdig, sie zu tragen.
Er erinnerte sich noch genau an den Moment, als ihm aus dem rieselnden Sand etwas Weißgelbes entgegenschimmerte. Er hatte vor Aufregung gezittert und die Figur mit den Fingern behutsam freigelegt, und als er seine Finger um sie schloß, wußte er, daß er sich von ihr nie mehr trennen würde.
Er spürte etwas auf sich überströmen, das er noch nie erlebt und wahrgenommen hatte. Kraft, Zuversicht, der Wille, Böses zu tun, die Menschen zu knechten und noch vieles mehr erfüllten ihn.
Es war ein erhebendes Gefühl, und er fühlte sich von diesem Augenblick an der ganzen Menschheit überlegen. Die Figur hob ihn aus der Masse heraus, stellte ihn über sie.
Und heute war er mit ihr auf eine Weise verbunden, die man sich nicht vorstellen konnte. Er war mit diesem Teufel irgendwie eins geworden, aber diese Entwicklung war noch lange nicht abgeschlossen.
Immer mehr Abgründe entdeckte er, aus denen er zusätzliche Kraft

schöpfen konnte. Eine Kraft, die niemals versiegen würde, denn die Hölle stand dahinter, und ihre Kraft war endlos.

Ayres betrat nach diesem Unfall ein Pub in der Cornhill Street. Die üble Laune, die er vor dem Unfall gehabt hatte, war verflogen. Er fühlte sich großartig und bestellte bei der schwammigen Wirtin ein Glas Ginger Ale.

Was er getan hatte, hatte großes Aufsehen erregt, deshalb würden sich mit Sicherheit wieder die Leute von MI 5 einschalten. Sie hatten schon mal versucht, ihn zu kriegen, aber er hatte sich ihrem Zugriff entzogen, indem er für sechs Monate nach Frankreich ging, aber er mochte die Mentalität der Franzosen nicht und kehrte deshalb nach England zurück.

Er hatte die Absicht gehabt, hier im verborgenen zu leben und hatte sich schon genau überlegt, welche Schritte er unternehmen mußte.

Doch bevor er darangehen konnte, sie zu realisieren, riß ihn dieser verfluchte Autofahrer aus der Anonymität, und nun wußten seine Verfolger, daß er wieder im Land war.

Natürlich hätte er England wieder verlassen können, aber das wollte er nun nicht mehr. Es widerstrebte ihm, ein zweitesmal davonzulaufen. Diesmal blieb er, denn er fühlte sich stark genug, um den Gefahren, die ihm drohten, zu trotzen.

Der MI 5 würde ihn nicht kriegen.

Selbst wenn sie seine Spur fanden, würde es ihnen nicht gelingen, ihn festzunehmen. Er würde jeden, der das versuchte, ohne mit der Wimper zu zucken töten.

Die Wirtin stellte das Glas vor ihn hin und starrte die abstoßend häßliche Figur an. Ayres merkte es, und es amüsierte ihn. Bestimmt fragte sich die Frau, wie man so geschmacklos sein konnte, etwas derart Scheußliches an einer Kette um den Hals zu tragen.

Für Ayres war die Figur nicht abstoßend häßlich. In seinen Augen war sie der Inbegriff grenzenloser Macht und Stärke.

Schaudernd zog sich die Frau zurück. Ayres griff nach dem Alabasterteufel und blickte der Wirtin nach. Er wollte der Frau einen Schmerz zufügen und löste bei ihr einen Rheumaschub aus, der sie heftig zusammenzucken und aufstöhnen ließ. Sie mußte sich am Tresen festhalten, griff nach ihrem schmerzenden Rücken und schleppte sich gekrümmt weiter.

Als Ayres die Kraft des Teufels kennenlernte, hatte er solche grausamen Spielchen häufig mit seinen Mitmenschen gespielt. Inzwischen wußte er die Figur todbringend einzusetzen.

Während er sein Ginger Ale trank, legte er sich einen Schlachtplan zurecht, der die Möglichkeit offenließ, daß er den MI 5 frontal angriff. Er wollte diese Sache vorläufig im Auge behalten und zuschlagen, wenn ihm die Geheimdienstleute lästig wurden.

Aber dann sollte sie ein besonders harter Schlag treffen!

Er rief die Wirtin, als er ausgetrunken hatte, und es erfüllte ihn mit Schadenfreude, zu sehen, wie sie litt. Er bezahlte, was sie verlangte, und verließ das Pub.

Nahe der Southwark Bridge betrat er wenig später das Büro einer bekannten Leihwagenfirma. Er sagte dem Angestellten, was er haben wollte, und dieser bat ihn um seine Papiere.

Russell Ayres gab sie ihm, aber er griff zu einem Trick.

Der junge Mann, vor dessen Schreibtisch er saß, hob seine Brille. »Mister…«

»Griffith«, sagte Ayres. »John Griffith.«

Seine Hand umschloß den Alabasterteufel, und er nahm Einfluß auf die Psyche des Angestellten. Obwohl aus den Papieren einwandfrei hervorging, daß ihr Besitzer Russell Ayres hieß, las der junge Mann den anderen Namen: John Griffith, und auf diesen Namen füllte er auch die nötigen Formulare aus, die der Archäologe dann unterschrieb.

In der angrenzenden Garage wurde wenig später der Mietwagen für Ayres aufgetankt.

Ayres stieg ein.

Der Mann im grauen Overall wünschte ihm eine gute Fahrt, und Ayres brauste los. Er fuhr am Ufer der Themse entlang in Richtung Belgravia, denn er hatte sich entschieden, ein paar Tage Terri Culps Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen.

Er war mit Terri befreundet gewesen. Die Beziehung war in die Brüche gegangen, als er aus dem Iran zurückkehrte. Er hatte für Terri nichts mehr empfunden und sich keine Zeit mehr für sie genommen. Er widmete damals die ganze Zeit dem Alabasterteufel, um ihn besser kennenzulernen.

Terri konnte von Glück reden, daß er die Kraft der Figur an ihr nicht ausprobiert hatte. Er hätte ihr damals schon vieles antun können. Doch im Vergleich mit heute war das gar nichts, denn inzwischen war die Teufelsfigur in seinen Händen zu einem schrecklichen Folter- und Mordinstrument geworden.

Terri Culp besaß einen kleinen Kosmetiksalon in Belgravia. Dort wollte Ayres sie aufsuchen.

Er bog um die Ecke, ohne zu blinken - und prompt war ein Polizist zur Stelle, der das sah und der Ayres stoppte.

Russell Ayres' Augen wurden schmal, und Zorn wallte in ihm hoch. Der verfluchte Kerl wagte es, ihn anzuhalten.

Daß Ayres zu blinken vergessen hatte, kam ihm nicht in den Sinn. Als der Uniformierte auf die Fahrbahn trat, hätte Ayres vor Wut beinahe Gas gegeben, statt zu bremsen.

Der Gedanke, den Polizisten über den Haufen zu fahren, war sehr

verlockend, und es kostete Ayres einige Mühe, es nicht zu tun.

»Was ist?« fragte er unwirsch. »Bin ich Ihnen nicht weit genug links gefahren? Mit dem Wagen ist ja wohl alles in Ordnung. Der ist gemietet und kommt direkt aus der Garage.«

»Sie sind abgebogen, ohne zu blinken«, sagte der Beamte trocken.

»Was für ein Verbrechen!« spottete Ayres.

Der Polizist wollte sich diesen Ton nicht bieten lassen. Er zog die Augenbrauen zusammen und forderte Ayres auf, sich zu mäßigen.

Dann verlangte er die Fahrzeugpapiere. In seiner Wut händigte ihm Ayres alles aus, was er in der Garage auf den Beifahrersitz geworfen hatte, und er beging den Fehler, den Namen Ayres nicht zu ändern.

Natürlich fiel das dem Beamten auf. »Wie heißen Sie?« wollte er wissen.

»John Griffith«, antwortete der Archäologe.

»Wieso steht hier Russell Ayres?«

Der Ertappte suchte schnell nach einer Erklärung.

»Würden Sie bitte aussteigen, Sir?« sagte der Polizist.

»Den Teufel werde ich tun!« herrschte Ayres den Beamten an. Blitzschnell griff er nach den Papieren und riß sie dem Mann aus der Hand.

Er schleuderte sie auf den Beifahrersitz und faßte dann sofort nach dem Alabasterteufel. Plötzlich wirkten seine Augen blutunterlaufen. Er starrte den Beamten durchdringend an, und der Mann stöhnte auf.

Ein furchtbarer Schmerz breitete sich im Kopf des Beamten aus.

In Ayres' Gesicht zuckte es haßerfüllt. »Ich könnte dich umbringen, du miese Kröte. Aber du bist es nicht wert, daß ich soviel Kraft an dich verschwende!«

Der Beamte faßte sich an den Kopf, der ihm zu zerspringen drohte. Er schwankte wie ein Halm im Wind und schrie.

»Verschwinde!« fauchte Ayres. »Geh mir aus den Augen! Ich will dich nicht mehr sehen!«

Mit marionettenhaften Bewegungen drehte sich der Polizist um und torkelte davon. Ayres schickte ihn in eine schmale Gasse. Dort brachte er den Mann mit einem schmerzhaften Magieschock zu Fall.

»Idiot!« knurrte er verächtlich. »Wie konntest du es wagen, mich anzuhalten? Sei froh, daß ich dir nicht mehr angetan habe. Diese Begegnung hätte für dich auch wesentlich schlimmer ausgehen können.«

Er lachte höhnisch und fuhr weiter. Es war großartig, allen so haushoch überlegen zu sein.

***

Nachdem Charlton Hathaway gegangen war, betrat Boram, der Nessel-Vampir, den Living-room. Seine Aufgabe war es gewesen,

Roxane, in der zur Hälfte Arma steckte, die Zauberin, zu bewachen. Doch Cuca hatte Vicky Bonney und ihn mit einem simplen Trick aus dem Haus gelockt und anschließend Roxane abgeholt.

Als Mr. Silver und ich nach Hause gekommen waren, war die Situation zwischen dem Ex-Dämon und dem weißen Vampir kurze Zeit angespannt gewesen, und der Hüne mit den Silberhaaren hatte es sogar geschafft, mit mich mit seinem Mißtrauen anzustecken, doch mittlerweile hatte ich mein Vertrauen wiedergewonnen, und auch Mr. Silver hatte einsehen müssen, daß Boram mit Roxanes Entführung nichts zu tun hatte.

Niemals hätte Boram den Gegnern Roxane in die Hände gespielt, das stand für mich jetzt fest, und ich schämte mich, ihn dessen kurze Zeit verdächtigt zu haben - wenn die Idee auch auf Mr. Silvers Mist gewachsen war.

Der weiße Vampir sprach kein Wort. Er hörte nur zu.

Es war erst fünf, aber die Dunkelheit war bereits über die Stadt gefallen, und es brannten fast alle Lampen im Raum. Draußen kroch der kalte Nebel durch den Garten und legte sich zwischen die Ziersträucher.

Das Haus unseres verstorbenen Freundes und Nachbarn Lance Selby war kaum zu sehen.

Lance…

Noch so ein dunkles Kapitel, das keinen Abschluß hatte. Wir wollten die sterbliche Hülle des Parapsychologen zu Grabe tragen, aber der Sarg war leer gewesen, und niemand wußte, wo der Tote hingekommen war.

Ich besprach mich mit meinen Freunden und war für jeden guten Tip dankbar, den ich von ihnen bekam. Vor allem Cruv tat sich angenehm auffallend hervor. Er bewies wieder einmal, was für ein schlaues Kerlchen er war, und ich stellte zufrieden fest, daß sich der Knirps großartig bei uns eingelebt hatte.

Wenn man bedenkt, daß auf Coor noch Saurier lebten, war es erstaunlich, wie gut sich Cruv auf unserer Erde zurechtgefunden hatte. Er hatte ungemein schnell gelernt, und sein Wissensdurst war nach wie vor beispielhaft.

Er war zwar klein von Wuchs, aber in seiner Brust schlug das Herz eines Löwen, und so kämpfte auch er gegen die Ausgeburten der Hölle.

Ich versuchte Marschrouten festzulegen, damit wir so rasch wie möglich zum Erfolg kamen. Anhand der Unterlagen, die uns Major Hathaway dagelassen hatte, bemühten wir uns, eine Möglichkeit zu finden, Russell Ayres auf die Spur zu kommen.

Es war mir recht, daß Cruv um jeden Preis, mitmachen wollte. Ich spannte ihn mit Mr. Silver zusammen. Ein ungleicheres Paar hat man

noch nicht gesehen. Mr. Silver, ein stattlicher Hüne, und Cruv, nicht einmal einen ganzen Meter groß. Im Kino hätten die beiden ein großartiges Komikerpaar abgegeben. In Wirklichkeit aber sorgten sie dafür, daß jenen, die sie aufs Korn nahmen, das Lachen im Hals steckenblieb.

Sie sagten, wo sie sich umsehen wollten, und ich suchte mir gleichfalls ein paar Adressen aus.

Vicky Bonney bot mir trotz der vielen Arbeit, die sich auf ihrem Schreibtisch türmte, ihre Unterstützung an.

»Und was machst du mit deinen Terminen?« fragte ich.

Meine Freundin zuckte mit den Schultern. »Die verschiebe ich.«

»Mach mir nichts vor«, sagte ich. »Ich weiß, daß das nicht möglich ist. Hinterher mußtest du das doppelte Arbeitspensum leisten, und das will ich nicht. Gestreßte Freundinnen werden sehr leicht unleidlich. So eine Krise sollten wir erst gar nicht aufkommen lassen, deshalb bleibst du zu Hause und kommst deinen Verpflichtungen nach.«

»Na schön«, sagte Vicky. So einsichtig war sie selten. »Aber dann nimm wenigstens Boram mit.«

»In Ordnung«, sagte ich.

Mr. Silver ließ seine Pranke auf Cruvs Schulter fallen. Der Kleine bekam davon einen Rechtsknick.

»Komm, Dicker«, sagte der Ex-Dämon zu dem Knirps.

»Hör mal, ich bin doch nicht dick«, begehrte Cruv sofort auf. »Kein Gramm Fett ist an meinen Rippen.«

»Wie soll ich dich sonst nennen?« fragte der Ex-Dämon. »Wenn ich Winzling sage, gehst du ja gleich an die Decke.«

»Wie wär's mit Cruv?« konterte der Kleine.

»Cruv«, sagte Mr. Silver und kratzte sich hinter dem Ohr. »Ja, das wäre 'ne Möglichkeit. Also dann, Cruv. Laß uns abdampfen.«

Wir vereinbarten, daß wir einander auf dem laufenden halten würden. Vicky Bonney sollte unsere zentrale Kontaktstelle sein. Wir hatten das schon öfter praktiziert, und es hatte immer hervorragend geklappt.

Kurz nachdem Mr. Silver und Cruv gegangen waren, wollte auch ich das Haus verlassen. Boram würde gleich nachkommen. Ich gab Vicky einen Abschiedskuß und wandte mich um. Sie stand bei der Hausbar und goß sich einen Sherry ein, und als ich aus dem Zimmer treten wollte, zerschellte Vickys Glas auf dem Boden.

Ich drehte mich blitzschnell um und erkannte, daß das Glas nicht aus Unachtsamkeit zu Boden gefallen war.

»Tony!« flüsterte das blonde Mädchen, gebannt durch das Fenster starrend.

Ich eilte zu ihr, und nun sah ich, was meine Freundin so sehr aus der Fassung gebracht hatte.

Im Haus unseres toten Freundes brannte Licht!

***

Ayres ließ den Leihwagen in einen handtuchschmalen Hinterhof rollen. Stockdunkel wurde es, als er die Scheinwerfer abschaltete. Feuchtkalt war die Luft, die über seinen Nacken strich, als er ausstieg. Das Fiepen einer Ratte war zu hören. Erschrocken nahm sie Reißaus. Tiere haben manchmal bessere Antennen als Menschen. Die Ratte spürte die Gefahr, die von Russell Ayres und seinem ungewöhnlichen Talisman ausging.

Der Archäologe lachte. Ein Glück, daß es die Menschen nicht sofort merkten. Denen fiel erst auf, was los war, wenn das Böse sie schon mit ungeheurer Wucht traf.

Er entfernte sich vom Wagen, öffnete eine Metalltür und betrat einen hellen Flur. Jene Tür, durch die das Personal in den Kosmetiksalon gelangte, war abgeschlossen.

Ayres senkte die Lider. Er erweckte den Anschein, als würde er stehend schlafen. Träge griff er nach der kleinen Figur und aktivierte die schwarzen Kräfte, die sich in ihr befanden.

Drinnen drehte sich der Schlüssel, der im Schloß steckte, und Augenblicke später trat Ayres ein. Der Raum, in dem er sich nun befand, diente Terri Culp und ihren Mitarbeiterinnen zum Umziehen. Jeder stand ein eigener Schrank zur Verfügung. Zwei Schränke waren noch leer, denn Terri wollte das Personal aufstocken.

Das hatte sie schon vor einem halben Jahr vorgehabt. Anscheinend hatte sie noch keine geeigneten Mitarbeiterinnen gefunden. Terri legte hohe Maßstäbe an. Schließlich hatte sie sich im Laufe der Zeit mit ihrem Salon einen guten Ruf erworben. Eine einzige weniger qualifizierte Mitarbeiterin hätte diesen guten Ruf im Handumdrehen zunichte machen können, deshalb ließ sich Terri Culp mit der Auswahl Zeit und wartete auf die richtigen Mädchen, die sie guten Gewissens einstellen konnte.

Russell Ayres schickte einen Gedankenimpuls ab, der Terri Culp veranlassen sollte, zu ihm zu kommen.

Sie war mit einer Stammkundin beschäftigt, als der Impuls sie erreichte. Sie wußte nicht, was das war, unterbrach sich mitten im Satz und warf ihrem Spiegelbild einen verwirrten Blick zu.

Terri hatte tizianrotes Haar, das sie kurzgeschnitten trug. Trotz ihrer dreißig Jahre wirkte sie noch sehr jugendlich, und das kam ihrem Geschäft zugute, denn sie führte ihren Kundinnen vor, daß man tatsächlich jünger aussehen kann, wenn man sich richtig pflegt, und die richtige Pflege bekam man bei ihr.

Die Frau, mit der sich Terri unterhalten hatte, schaute sie prüfend an. »Ist irgend etwas nicht in Ordnung, Terri?«

Terri Culp antwortete nicht.
»Was haben Sie denn?« fragte die Kundin.
Komm…! Komm…! KOMM…! drängte Terri eine innere Stimme.
Sie schaute die Kundin geistesabwesend an.
»Ist Ihnen nicht gut?« wollte die Frau wissen. »Sie sind auf einmal so blaß, Terri. Wahrscheinlich arbeiten Sie zuviel. Von morgens bis abends im Einsatz - und dann auch noch die Hausbesuche. Liebes Kind, Sie sollten etwas kürzer treten. Sie müssen mir unbedingt noch viele Jahre erhalten bleiben. Ich wüßte nicht, wo ich mich sonst verjüngen lassen sollte. Nirgendwo fühle ich mich besser aufgehoben als bei Ihnen.«
KOMM!
»Ich bin gleich wieder bei Ihnen, Mrs. Higgins«, sagte Terri.
»Kindchen, Sie gefallen mir auf einmal gar nicht. Sie sehen irgendwie ungesund aus.«
»Machen Sie sich keine Sorgen, das geht bestimmt gleich wieder vorbei.«
»Also wenn ich ab und zu von so einer Unpäßlichkeit befallen werde, schlucke ich eine Tablette, und wenig später ist wieder alles okay. Ich habe die Dinger immer bei mir. Möchten Sie eine Pille haben? Sie würde Sie sofort wieder aufrichten.«
KOMM!
»Nein, vielen Dank, Mrs. Higgins«, sagte Terri und folgte dem unerklärlichen Ruf.
Völlig durcheinander war sie.
KOMM!
Terri Culp griff sich an die Schläfen. Da war ein wildes Pochen. Großer Gott, wurde sie am Ende krank? Kälte legte sich auf ihre Schultern und ließ sie frösteln.
Eine ihrer Mitarbeiterinnen, zu denen sie ein freundschaftliches Verhältnis unterhielt, wollte etwas wissen, doch Terri verstand die Frage nicht. Sie war im Moment zu sehr mit sich selbst beschäftigt.
Als sie die Garderobe betrat und Russell Ayres erblickte, erstarrte sie.
»Russell.«
Er lächelte. »Hallo, Terri. Lange nicht gesehen.«
»Wie kommst du hier rein? Es war abgeschlossen.«
»Bist du sicher?«
»Ich selbst habe zugesperrt.«
»Kann ich durch geschlossene Türen gehen?« fragte Ayres amüsiert.
Sie sah, daß seine Hand die kleine Figur umschloß, die er von seiner Iranreise mitgebracht hatte. Sie schien für ihn immer noch sehr wertvoll zu sein. Terri konnte das nicht verstehen. Sie empfand beim Anblick dieses Alabasterteufels nur Abscheu.
»Du hast dir für deinen Besuch den denkbar ungünstigsten Zeitpunkt

ausgesucht«, sagte Terri Culp. »Wir ersticken in Arbeit.«

»Ist doch schön, wenn du soviel zu tun hast«, sagte Ayres. »Weswegen bist du hier? Sag es schnell. Ich muß gleich wieder an die Arbeit gehen.«

»Ich denke, daß dir eine Pause guttun wird, Terri.«

»Anscheinend hast du mich nicht verstanden. Ich muß zurück in den Salon.«

»Ich will, daß du hier bleibst«, knurrte Ayres, »und du wirst dich meinem Wunsch fügen, Terri.«

Sein Ton gefiel ihr nicht. Er machte ihr auch angst. Ständig umschloß seine Hand diesen häßlichen Alabasterteufel, und er sah sie mit einem Blick an, der sie auf eine merkwürdige Weise schmerzte.

»Hör zu, Russell, wir können uns in zwei Stunden bei Dino treffen. Dann habe ich Zeit für dich, und wir können uns in Ruhe unterhalten. Was hältst du von diesem Vorschlag?« fragte Terri.

»Nichts!« sagte er hart.

»Dann tut es mir leid, mein Lieber. Darf ich dich bitten, zu gehen?«

Er nickte. »Ja, das darfst du, und ich werde auch gehen. Aber nicht allein. Du wirst mich begleiten.«

Sie wollte energisch protestieren, aber er tat ihr weh, ohne sie zu berühren. Es gab ihr plötzlich einen Stich im Kopf. Ihr Gesicht verzerrte sich, sie zuckte zusammen, als hätte ein derber Schlag sie getroffen, und stöhnte.

Obwohl sie sich nicht erklären konnte, wie er das machte, wurde sie den Verdacht nicht los, daß Russell für diesen kurzen glühenden Schmerz verantwortlich war.

Sie hatte Angst, dieser stechende Schmerz könnte sich wiederholen, deshalb entschloß sie sich, Russell nicht mehr zu widersprechen. Er befahl ihr, sich umzuziehen. Sie zog ihren zyklamefarbenen Arbeitsmantel aus, hängte ihn in ihren Schrank und holte ihre Pelzjacke heraus.

»Wohin willst du gehen?«, fragte sie ängstlich.

»Wir fahren zu dir.«

»In mein Haus?«

»Warum nicht?«

»Aber ich muß doch…« Da war wieder so ein schrecklicher Schmerz. Fast hätte Terri Culp laut aufgeschrien.

»Du mußt nur noch, was ich dir befehle!« sagte Ayres hart. »Merk dir das!«

Konnte es sein, daß er ihr mit Hilfe dieses kleinen Teufels diese schrecklichen Schmerzen zufügte? Aber wie war das möglich? Schlummerten in dieser häßlichen Figur Zauberkräfte, derer sich Russell zu bedienen wußte?

Sie verwarf diese Überlegungen als unsinnig.

Zauberkräfte. So ein Blödsinn.

Terri Culp bat ihn, noch kurz mit ihren Mitarbeiterinnen sprechen zu dürfen, doch das lehnte er glatt ab.

Er holte sie nicht ab - er entführte sie!

Es blieb ihr nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Als er die Tür öffnete, ging sie an ihm vorbei auf den Flur hinaus. Er brachte sie zu seinem Wagen und forderte sie auf, einzusteigen. Sie fühlte sich von Russell Ayres beherrscht. Das gefiel ihr zwar nicht, aber sie brachte im Moment die Kraft nicht auf, sich dagegen aufzulehnen.

Daß ihr dieser Mann einmal etwas bedeutet hatte, konnte sie heute nicht mehr verstehen. Er hatte sich sehr zu seinem Nachteil verändert, sah zwar immer noch phantastisch aus, aber die Kälte, die von ihm ausging, war geradezu abstoßend.

Bevor sie sich setzte, nahm sie die Papiere auf, die auf dem Beifahrersitz lagen. Ayres nahm sie ihr aus der Hand und steckte sie ein.

Terri hatte geglaubt, ihn nie mehr wiederzusehen, und sie war froh gewesen, daß er aus ihrem Leben verschwunden war, denn nach seiner Rückkehr aus dem Iran war er ihr nicht mehr ganz geheuer gewesen.

Ob Russell Ayres an einer Geisteskrankheit litt?

Es behagte Terri Culp nicht, daß dieser Mann so unvermittelt wieder in ihrem Leben auftauchte. Seine Veränderung war fortgeschritten, und Terri spürte, daß man jetzt schon Angst vor ihm haben mußte.

Er startete den Motor und fuhr im Rückwärtsgang aus dem schmalen Hinterhof. Furchtsam und in sich zusammengesunken saß Terri Culp neben ihm. Sie zitterte vor Aufregung und fragte sich bang, was Russell Ayres mit ihr vorhatte.

Mit verschlossener Miene saß er neben ihr. Durch Terris hübschen Kopf wirbelte eine Vielzahl von Gedanken. Auch an den Tag, als sie Russell kennenlernte, dachte sie. Er war so liebenswürdig und charmant gewesen.

Was war nur aus diesem Russell Ayres, dem ihr Herz gleich am ersten Tag zuflog, geworden?

Terri Culp wohnte in Croydon, also im Süden der Stadt. Dorthin war Ayres unterwegs, und die Kosmetikerin hatte den Eindruck, daß der kleine Alabasterteufel sie ständig beobachtete. Nichts schien diesem starren Ungeheuer zu entgehen. Nicht die kleinste Regung in ihrem Gesicht.

Ihr Haus war klein, aber sie wollte kein größeres.

Als Russell Ayres davor anhielt, bildete sich ein Kloß in Terris Kehle. Schon während der Fahrt hatte sie dieses Gefühl des Verlorenseins gehabt, doch nun verstärkte es sich um ein Vielfaches. Sie wollte Russell nicht ausgeliefert sein. Wenn sie mit ihm ihr Haus betrat, war

sie das aber.
Wer hätte ihr dann noch beistehen sollen?
Verzweifelt schaute sie zum Nachbarhaus hinüber. Dort brannte Licht. Die Rifkins waren zu Hause. Doch sie wußten nicht, in was für einer üblen Lage sich ihre Nachbarin befand.
»Steig aus!« befahl ihr Russell Ayres.
Terri zögerte.
»Nun mach schon!« herrschte der Archäologe sie an.
»Ja«, sagte sie schnell. »Ja.«
Er schob seine Hand unter ihren Arm und führte sie zur Haustür.
»Schließ auf!« verlangte Ayres.
Sie gehorchte, und er stieß sie hinein. Die Tür warf er hinter sich mit einem Fußtritt zu. Dann machte er Licht, und unverhohlene Bosheit glitzerte in seinen Augen.
»Ich werde ein paar Tage lang deine sprichwörtliche Gastfreundschaft in Anspruch nehmen«, sagte er. »Du freust dich doch, oder?«
Er trat auf sie zu, wühlte seine Finger in ihr rotes Haar und zog sie an sich, um sie zu küssen. Sie ekelte sich vor ihm. Das war früher nicht der Fall gewesen. Doch heute kam ihr vor, als würde sie von diesem häßlichen Teufel geküßt, der vor seiner Brust baumelte.
Er begab sich ins Wohnzimmer. »Du hast umgestellt«, sagte er. »Und der Eckschrank ist neu.«
Er verlangte Tee und stellte eine Whiskyflasche, die er von der Hausbar holte, vor sich auf den Tisch. Tee ohne einen ordentlichen Schuß Whisky trank er nicht, das wußte sie noch von früher. In dieser Hinsicht hatte er sich nicht geändert.
Er ließ sich auf die bequeme Sitzbank fallen und legte die Füße auf den Tisch, ohne sich die Mühe zu machen, die Schuhe abzustreifen.
»Geh schon!« schnauzte er Terri an. »Wieso dauert denn alles so lang bei dir?«
»Entschuldige«, sagte Terri Culp und verließ den Raum.
Ayres rief ihr nach, die Tür offenzulassen. Er wolle sie sehen - oder wenigstens hören.
In der Küche löste sie sich ein wenig aus dem schrecklichen Trauma. Wenn sie Russell nicht sah, fühlte sie sich etwas wohler. Der Augenkontakt machte ihr angst, und mehr noch glaubte sie den Alabasterteufel fürchten zu müssen. Aber sie hatte keine Erklärung für diesen Verdacht.
Ein paar Tage wollte er bleiben. Warum?
Sie wagte ihm diese Frage nicht zu stellen.
»Urgemütlich hast du's«, sagte Russell im Living-room laut. »Du hast Geschmack… Weißt du noch, wie wir uns kennenlernten?«
»Ja«, antwortete sie, während sie den Teekessel aus dem Schrank

holte.

Ihr Blick wanderte durch die Küche. Sie überlegte, ob sie vor Russell fliehen konnte, wenn sie aus dem Fenster kletterte. Würde er es merken? Würde der Alabasterteufel ihre Absicht durchschauen?

Wieso dachte sie ständig, der Teufel würde irgendwie leben? Wie kam sie denn auf so eine hirnrissige Idee?

Sie ließ Wasser in den Teekessel laufen.

»Erinnerst du dich auch noch daran, wie wir das erstemal miteinander geschlafen haben?« fragte Russell Ayres.

Natürlich erinnerte sie sich noch daran, aber sie wollte es vergessen. Es war ein Fehler gewesen, sich mit Russell einzulassen. Heute wußte sie das, und sie wollte an dieses unangenehme Kapitel in ihrem ansonsten so sauberen Leben nicht erinnert werden.

»Ja«, sagte sie heiser. »Ja, ich erinnere mich.«

Er lachte. »Du warst so schrecklich nervös. Wovor hattest du Angst?«

»Ich weiß es nicht mehr, Russell.«

»Hättest du Angst, wenn es wieder passieren würde?«

Sie schluckte, denn auf diese Frage wollte sie nicht antworten. Nervös setzte sie das Teewasser auf.

»Ich hab' dich was gefragt!« rief Russell Ayres. »Wo bleibt die Antwort?«

»Entschuldige, Russell. Ich habe die Frage nicht verstanden«, log sie und biß sich in den Daumen. Am liebsten hätte sie laut um Hilfe geschrien.

Er stellte dieselbe Frage noch mal, und nun war sie gezwungen, ihm eine Antwort zu geben.

»Ich… ich weiß es nicht, Russell«, sagte sie stockend.

»Hattest du nach mir einen anderen?«

»N-nein, Russell.«

»Das gibt's doch nicht. Du bist eine attraktive, begehrenswerte Frau.«

»Ich hatte viel zu tun«, sagte Terri Culp.

Er lachte. »Dann wird es Zeit, daß du wieder mal spürst, wie das ist, Baby«, sagte er rauh. »Du hast Glück. Ich habe heute abend gerade nichts Besseres vor.«

Sie schüttelte verzweifelt den Kopf, wollte nicht mit diesem eiskalten Satan ins Bett gehen, aber er würde sie zwingen.

»Wieso bist du denn so still, Terri?« wollte er wissen. »Warum sagst du nichts?«

»Ich denke nach.«

»Worüber?«

»Über uns«, antwortete sie und zerbrach sich den Kopf, wie sie das, was Russell vorhatte, verhindern konnte.

Sollte sie die Polizei anrufen? Das Telefon befand sich im Wohnzimmer.

Wenn sie aus dem Haus rannte, lief ihr Russell bestimmt nach. Ihn zu bitten, er möge gehen, hätte keinen Zweck. Darüber würde er nur lachen, und hinterher würde er sie wahrscheinlich schlagen.

Aber sie wollte mit ihm nicht mehr schlafen!

Und darauf lief es hinaus, wenn sie ihm zu bleiben erlaubte. Doch hatte sie eine Möglichkeit, es ihm zu verwehren?

Terri starrte die sieben Messer an, die über der Arbeitsfläche an der Wand hingen. Wie Orgelpfeifen sahen sie aus, und sie blinkten verlockend.

Was würde wohl geschehen, wenn sie so ein Messer - das größte - in die Hand nahm, vor Russell Ayres hintrat und ihm sagte, er solle verschwinden und sich hier nie wieder blicken lassen?

Was würde in so einem Fall wohl geschehen?

Sie wagte an die Folgen kaum zu denken. Würde Russell sie umbringen?

Meine Güte, was tue ich? durchzuckte es Terri plötzlich, als ihr bewußt wurde, daß sie bereits eines der Messer in der Hand hielt! Hatte sie den Verstand verloren? War sie nicht mehr Herr ihrer Sinne? Sie spielte mit ihrem Leben! Hastig wollte sie das Messer an seinen Platz bringen, doch ihr anderes Ich wollte es behalten.

Er wird sonst tun, was du nicht willst! sagte das andere Ich. Du mußt dich wehren. Zeig ihm, daß es dir ernst ist. Laß ihn sehen, daß er in diesem Haus nicht erwünscht ist.

Ihr verwirrter Geist gaukelte ihr eine Schlafzimmerszene vor. Sie sah sich in Russells Armen liegen, sah einen schwitzenden Körper und sah die Tränen, die sie weinte…

Nein, dazu durfte es nicht kommen!

»Was willst du denn mit dem Messer?« fragte Russell.

Ganz nah war seine Stimme auf einmal, und ein eisiger Schock packte Terri Culp. Sie starrte ihn verdattert an, hatte ihn nicht kommen hören.

»Ist der Tee so stark, daß man ihn in Scheiben schneiden kann?« fragte Ayres lächelnd, aber dieses Lächeln erreichte seine Augen nicht.

Jetzt gab es für Terri Culp kein Zurück mehr. Sie hob den Kopf und schaute Russell Ayres mit wilder Entschlossenheit in die Augen.

»Ich möchte, daß du gehst!« sagte sie scharf. »Und zwar auf der Stelle!«

»Aber Terri«, sagte er, vorwurfsvoll den Kopf schüttelnd.

Und dann schlossen sich seine Finger um den Alabasterteufel.

***

Licht im Haus unseres toten Freundes!

Kein Wunder, daß Vicky Bonney der Schrecken in die Glieder fuhr. Auch in mir machte sich eine unangenehme Unruhe bemerkbar.

Ohne den Blick von dem erhellten Fenster zu nehmen, flüsterte meine Freundin: »Tony, was hat das zu bedeuten? Das Haus steht seit Wochen leer. Lance und Oda leben nicht mehr…«

»Ich glaube nicht, daß es dort drüben spukt«, sagte ich. »Vielmehr nehme ich an, daß jemand spitzgekriegt hat, daß in Lances Haus seit geraumer Zeit niemand mehr wohnt. Nun schaut er sich darin um, um zu sehen, was er sich unter den Nagel reißen könnte.«

»Und da besitzt er die Frechheit, auch noch Licht zu machen?«

»Die Kaltschnäuzigkeit mancher Verbrecher ist beispiellos«, sagte ich. »Ich geh mal nach drüben.«

»Sei vorsichtig, Tony.«

»Bin ich doch immer«, erwiderte ich und verließ den Living-room. Für mich stand fest, daß ich drüben einem oder mehreren Einbrechern begegnen würde, und ich war entschlossen, sie nicht laufenzulassen. Sie waren in das Haus meines Freundes eingedrungen. Ich trauerte noch um Lance Selby, und mir kam es so vor, als würden sie mit ihrem Tun seine Ruhe stören. Deshalb wollte ich dafür sorgen, daß sie ins Gefängnis kamen. Dort würden sie dann Zeit haben, darüber nachzudenken, ob es richtig war, in anderer Menschen Häuser einzubrechen.

Bevor ich auf die Straße trat, prüfte ich den Sitz meines Colt Diamondback. In der Trommel befanden sich geweihte Silberkugeln, doch die würde ich in diesem Fall nicht brauchen.

Ich würde überhaupt nur im äußersten Notfall schießen.

Nur dann, wenn mein Leben in Gefahr war.

Ansonsten würde ich mich damit begnügen, die Verbrecher mit der Waffe in der Faust in Schach zu halten.

Ich lief zum Nachbarhaus hinüber. Das Licht brannte immer noch. Der oder die Einbrecher waren wirklich unverschämt. Oder geistig ziemlich beschränkt.

Ein schmerzlicher Gedanke durchzuckte mich. Ich dachte an die Zeit, als Oda und Lance in diesem Haus glücklich gewesen waren. Es lag schon wieder so lange zurück. Bestimmt wäre alles anders gekommen, wenn Lance Selby der Organisation des Schreckens nicht in die Hände gefallen wäre. Wahrscheinlich wäre Oda dann auch nicht Mago, dem Jäger der abtrünnigen Hexen, zum Opfer gefallen - und das Glück hätte immer noch in diesem Haus gewohnt.

Mir wurde die Kehle eng…

Ich näherte mich dem Haustor. Es war nicht abgeschlossen, ließ sich lautlos öffnen. Ich trat ein, und mein Herz fing an, schneller zu schlagen.

Blitzartig zog ich den Revolver aus dem Leder und entsicherte ihn. Dann lauschte ich. Aber kein Geräusch drang an mein Ohr. Kam ich zu spät? Hatten sich die Diebe schon wieder aus dem Staub gemacht und

das Licht brennen lassen?

Ich bewegte mich so, als wäre das Haus voller Einbrecher. In jeden Winkel warf ich einen Blick, um zu verhindern, daß ich später von hinten eins übergezogen bekam.

Vor der Kellertür blieb ich erneut stehen. Sie war geschlossen. Ich öffnete sie und lauschte mit angehaltenem Atem.

Nichts.

Ich schloß die Tür und sperrte sie ab. Dann näherte ich mich dem erhellten Wohnzimmer. Ich war so oft in diesem Haus gewesen, daß ich mir zutraute, auf Anhieb festzustellen, welche größeren Wertgegenstände fehlten.

Das Licht, das aus dem Wohnzimmer fiel, berührte meine Schuhspitzen und wanderte an meinen Beinen hoch. Schließlich erfaßte es mich ganz, und blitzende Reflexe tanzten auf dem Lauf meiner Waffe.

Mein Blick schweifte durch den wohnlich eingerichteten Raum.

Nichts war gestohlen worden. Das wertvolle Ölgemälde eines zeitgenössischen Expressionisten hing noch an seinem Platz, und in einer Glasvitrine funkelte nach wie vor Lance Selbys Goldmünzensammlung…

Jemand hatte sich Einlaß in dieses Haus verschafft!

Aber warum?

Ich begab mich ins Obergeschoß. Als ich die Schlafzimmertür öffnete, krampfte sich mein Herz zusammen. Monatelang hatte Lance hier gelegen. Roxane hatte ihn in einen magischen Tiefschlaf versetzt, aus dem er nicht mehr erwachte.

Professor Kulis synthetisches Blut hatte ihn zusehends altern lassen, und als Greis war er schließlich an Altersschwäche gestorben.

Ich schlich von einem Raum zum andern. Nirgendwo war jemand, und man hatte auch nichts entwendet. Das war mir unbegreiflich. Ich schob den Colt in die Schulterhalfter und kehrte um.

Jetzt war ich nicht mehr leise. Wozu auch? Ich befand mich allein in Lance Selbys Haus.

Jedenfalls dachte ich das.

Doch Augenblicke später belehrte mich ein Geräusch eines Besseren. Der Colt Diamondback flog mir förmlich gleich wieder in die Hand, und ich pirschte mich die Treppe hinunter.

Es mußte sich doch jemand im Wohnzimmer befinden, und den wollte ich mir nun kaufen!

Ich ließ die letzte Stufe hinter mir und nahm aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahr. Wie von der Natter gebissen drehte ich mich, und der Colt machte die rasche Bewegung mit, doch im nächsten Moment entspannte ich mich, denn ich sah keinen Feind, sondern Boram.

Er brauchte meine geweihten Silberkugeln nicht zu fürchten, denn er bestand nur aus dampfendem Nesselgift. Selbst wenn ich aus Versehen abgedrückt hätte, wäre nichts passiert. Die Kugel wäre lediglich durch ihn hindurchgesaust. Ich wußte das so genau, weil ich schon mal auf ihn geschossen hatte, denn als ihn der Zauberer Angelo d'Alessandro schuf, war der Nessel-Vampir mein Feind. Erst unter Zwang drehte d'Alessandro ihn um und machte ihn mit einem Spruch zum weißen Vampir. [2]

Boram sprach kein Wort. Er kam näher, und wir betraten gemeinsam den Living-room, in dem ich mich schon einmal umgesehen hatte.

Nicht gründlich genug, wie mir nun auffiel, denn diesmal entdeckte ich Beine!

Ich schluckte trocken, und meine Kopfhaut spannte sich. Boram bedeutete ich, sich im Hintergrund zu halten, dann näherte ich mich langsam dem hohen Ohrensessel, in dem jemand saß.

Der Sessel ließ sich drehen, wie ich wußte. Schon oft hatte ich darin gesessen und mich mit Oda und Lance Selby unterhalten. Er war sehr bequem. Wenn ich einmal darin Platz genommen hatte, konnte ich mich lange nicht dazu entschließen, mich wieder zu erheben.

Ich atmete flach, und mein Herz klopfte immer wilder gegen die Rippen. Zwei Schritte trennten mich noch von dem Sessel.

Was dachte der Kerl sich? Daß ich einfach nach Hause gehen würde? Er hätte sich zumindest die Mühe machen müssen, die Beine einzuziehen, damit ich sie nicht sehen konnte.

Ein Schritt noch!

Jetzt hielt ich den Atem an. Mit der Linken griff ich nach der hohen Rückenlehne, während sich meine Rechte noch fester um den Kolben des Colts Diamondback schloß, und in der nächsten Sekunde drehte ich den Ohrensessel mit Schwung herum.

Die ausgestreckten Beine schleiften über den Teppich. Sie beschrieben dabei einen Kreis.

Boram kam näher, um einzugreifen, falls es nötig sein sollte. Aber ich brauchte keine Hilfe.

Dennoch war ich erschrocken. Erschrocken und fassungslos, denn im Sessel saß ein alter Mann. Ein Greis mit faltigem Gesicht und schlohweißem Haar.

Teufel noch mal, in diesem Ohrensessel saß mein toter Freund Lance Selby!

***

Fassungslos fragte ich mich, wie Lance hierher kam. Sein Leichnam war gestohlen worden. Ich konnte mir nicht erklären, wer das getan hatte und warum. Und noch weniger hatte ich eine Erklärung dafür, daß der oder die Leichenräuber sich die Mühe machten, Lance Selby

hierher zu bringen und in diesen Sessel zu setzen. Warum passierte das alles? Das mußte doch einen Grund haben. Nichts auf der Welt geschieht ohne Grund. Man kann ihn nur nicht immer sofort erkennen.

So erging es mir in diesem Moment.

Welche Ziele wurden von jenen verfolgt, die dieses makabre Spiel mit Lance Selbys Leiche inszeniert hatten?

Oder war das Ganze das Werk eines Verrückten?

Ich musterte das fahle, schlaffe Gesicht meines Freundes, und wieder spürte ich eine ohnmächtige Wut in mir hochsteigen. Achtunddreißig Jahre erst war dieser Mann alt. Er hätte noch so viele Dinge tun können, die der Allgemeinheit zugute gekommen wären, aber er war Professor Kuli und seinen gewissenlosen Banditen in die Hände gefallen, und von da an war sein Untergang nicht mehr aufzuhalten gewesen.

Steckte etwa auch hinter Lance Selbys Verschwinden und seinem Wiederauftauchen Mortimer Kuli?

Mir tat Lance unendlich leid. Nicht einmal im Tod ließ man ihm seine Ruhe.

»Herr!« sagte Boram plötzlich mit hohler Stimme.

Ich nickte, denn ich sah selbst, worauf er mich aufmerksam machen wollte. Nun war ich noch mehr konfus, denn sowohl Boram als auch ich hatten ein Flattern von Lances Lidern wahrgenommen!

Jetzt zuckten sie wieder!

Und dann schlug der Greis so unvermittelt die Augen auf, daß ich zusammenfuhr, als hätte ich ein stromführendes Kabel berührt.

Das Rätsel, mit dem ich konfrontiert war, wurde für mich immer größer, immer unfaßbarer. Lance Selby war im Krankenhaus gestorben. Ich selbst war in der Stunde seines Todes nicht bei ihm gewesen, aber Cruv und Mr. Silver hatten sich in der Klinik befunden, als es mit unserem Freund zu Ende ging. [3]

Die Ärzte hatten zweifelsfrei Lance Selbys Tod festgestellt. Er war später obduziert worden, und niemandem wäre die Idee gekommen, der Greis könnte noch einen winzigen Funken Leben in sich haben.

Dennoch hatte Lance Selby in diesem Moment allen Naturgesetzen zum Trotz die Augen aufgeschlagen!

Wie war das möglich?

War eine höllische Magie im Spiel? Wurde mein Freund von der schwarzen Macht gesteuert? Wozu? Um mich aus der Fassung zu bringen?

»Lance«, preßte ich mühsam hervor.

Er schaute mich unverwandt an. Ich schien für ihn aus Glas zu bestehen. Ich hatte den Eindruck, er würde durch mich hindurchsehen.

»Lance!« sagte ich eindringlich, griff nach seiner Schulter und schüttelte ihn vorsichtig. Er reagierte nicht.

Ich steckte auf jeden Fall meinen Revolver weg. Hier brauchte ich die Waffe nicht. Es wäre für mich undenkbar gewesen, sie auf diesen armen alten Mann abzufeuern.

Neue Fragen tauchten auf. Oda und Mr. Silver hatten alles versucht, um Lance aus dem magischen Tiefschlaf zu wecken, in den ihn Roxane versetzt hatte. Es war ihnen nicht gelungen, und Lance war von diesem Schlaf in den Tod hinübergeglitten.

Und nun war er erwacht. Kulis künstliches Blut hatte ihn zum gefährlichen Kamikaze-Monster gemacht. War er das immer noch? Mußte ich befürchten, daß er mich angriff?

Dann hätte sich sofort Boram eingeschaltet, denn der Nessel-Vampir paßte verdammt gut auf mich auf.

Ich schüttelte Lance abermals und sprach seinen Namen lauter aus. Zum erstenmal hatte ich das Gefühl, daß er mich überhaupt sah. Er schaute mir in die Augen, aber ich wußte sofort, daß er mich nicht erkannte.

Hatte er während des langen magischen Tiefschlafs sein Gedächtnis verloren?

»Lance, was ist passiert?« fragte ich den greisen Freund.

Er musterte mich langsam. »Ich weiß es nicht«, kam es rasselnd und schleppend aus seinem Mund.

»Woher kommst du?« wollte ich wissen.

»Ich weiß es nicht.«

»Woran erinnerst du dich, Lance?«

»Wie nennen Sie mich?«

»Lance. Du bist Lance Selby. Weißt du das auch nicht mehr?«

Er senkte den Blick, als wäre er sehr traurig. »Nein. Ich weiß gar nichts.« Er schaute mich wieder an. »Wer sind Sie?«

»Ich bin dein Freund Tony Ballard«, antwortete ich heiser. »Ich wohne in dem Haus dort drüben. Erkennst du mich nicht wieder?«

Lance schüttelte den Kopf. »Ich habe Sie noch nie gesehen.«

Mein Herz krampfte sich zusammen. »Was für einen Beruf hast du?«

»Keine Ahnung.«

»Du bist Professor der Parapsychologie! Eine Kapazität!«

Er faßte sich an den Kopf. »Es ist alles so leer, so unendlich leer.«

Obwohl er das sagte, war ich nicht entmutigt. Wichtig war für mich in erster Linie, daß Lance wieder lebte. Wer dieses Wunder vollbracht hatte, würde ich vielleicht später erfahren. Im Augenblick war es eine Freude für mich, zu sehen, daß ich meinen guten Freund nicht verloren hatte. Es gab ihn noch, und ich war voller Hoffnung, daß es uns gelingen würde, Lance dazu zu bringen, sich wieder zu erinnern.

»Wir kämpften Seite an Seite gegen die schwarze Macht«, sagte ich.

»Viele Schlachten haben wir zusammen geschlagen.«

Ich zählte die Namen der anderen auf. Vicky Bonney, Roxane, Mr. Silver, Cruv… Auch Oda erwähnte ich, obwohl sie nicht mehr bei uns war. Ich erhoffte mir bei der Nennung ihres Namens wenigstens eine kleine Reaktion, doch nicht ein Muskel zuckte in Lance Selbys faltenübersätem Gesicht.

In seinem Hirn war alles ausgelöscht.

Dieser Mann fing wieder bei Punkt Null an. Er wußte nicht einmal, wie er hieß. Ich zählte die wichtigsten Abenteuer auf, die wir zusammen bestritten hatten, und zeigte ihm meinen magischen Flammenwerfer, den er zusammen mit einem rumänischen Kollegen entwickelt hatte.

Es half nicht.

Sein Erinnerungsvermögen ließ sich nicht aktivieren. Ich ging dazu über, die Namen unserer Feinde aufzuzählen.

Nichts.

»Lance«, gab ich noch nicht auf. »Was ist das letzte, an das du dich erinnern kannst?«

Er antwortete nicht, schüttelte nur hilflos den Kopf.

»Da ist eine Ungereimtheit, Lance!« sagte ich. »Du weißt nicht, wer du bist, was für einen Beruf du hast, wer deine Freunde und Feinde sind… Aber du kommst von irgendwo hierher zurück! In *dein* Haus! Kannst du mir das erklären?«

Wieder dieses verzweifelte, hilflose Kopfschütteln. »Nein, Mr. Ballard, das kann ich nicht.«

»Würde es dir etwas ausmachen, mich Tony zu nennen? So wie früher.«

»Tony…«, sagte er, und es klang so, als käme dieser Name zum erstenmal über seine Lippen.

Ich erzählte ihm, wie es ihm im letzten Jahr ergangen war. Er nahm zur Kenntnis, daß er erst 38 Jahre alt war, zweifelte nicht daran. Für ihn schien alles wahr zu sein, was ich ihm sagte. Er hörte aufmerksam zu, denn ich bot ihm die Möglichkeit, etwas über sich zu erfahren.

Als ich von seinem Tod sprach, zweifelte er nicht einmal daran, doch er konnte mir nicht sagen, wie es danach mit ihm weitergegangen war. Wieder fragte ich ihn, wie er nach Hause gefunden hatte. Er wußte es nicht. Er erklärte mir, daß sein Bewußtsein erst in diesem Haus eingesetzt hatte. Davor war nur eine tiefe Schwärze. Eine Dunkelheit, die sich nicht erhellen ließ.

»Das erste, was ich bewußt wahrnahm, warst du, Tony«, sagte Lance Selby.

»Mach dir trotzdem keine Sorgen«, erwiderte ich optimistisch. »Wir haben dich erst mal wieder. Nichts ist wichtiger als das. Vielleicht kann dir Mr. Silver helfen. Vielleicht hellt sich die Dunkelheit eines

Tages von selbst auf. Hauptsache, du lebst. Du hast die letzte Zeit vor dem Krankenhaus bei uns verbracht. Ich denke, es wäre gut, wenn wir dich wieder zu uns nehmen würden.«

Der Greis schüttelte den Kopf. »Das will ich nicht.«

»Du bist schwach, brauchst Pflege. Vicky übernimmt das gern.«

»Ich möchte euch nicht zur Last fallen.«

»Quatsch, Lance, du bist doch unser Freund.«

»Ich komme allein zurecht«, sagte Lance Selby entschieden. »Ich möchte hierbleiben. Es ist mein Haus, wie du sagst.«

»Ja, das ist es.«

»Dann will ich auch darin wohnen.«

»Okay«, sagte ich. »Aber unter einer Bedingung: Wir dürfen uns um dich kümmern.«

Dagegen hatte der alte Mann nichts einzuwenden.

Ich kehrte mit Boram zu Vicky Bonney zurück und bereitete ihr die größte erfreuliche Überraschung seit langem. Sie sagte sofort, sie würde sich unseres Freundes annehmen, und Boram stieg mit mir in den Rover, denn es gab zur Zeit ein noch wichtigeres Problem, das wir lösen mußten.

***

Terri Culp sah, wie Russell Ayres nach dem Alabasterteufel griff, wußte jedoch nicht, was das für Folgen hatte. Mit dem Messer in der Hand stand sie da und zitterte wie Espenlaub.

»Seit wann bist du denn eine so kriegerische Amazone?« fragte Ayres spöttisch. »Das bin ich von dir nicht gewöhnt. Das Messer paßt nicht zu dir. Leg es weg.«

Die Kosmetikerin schloß ihre Hand noch fester um den Messergriff. Sie wußte, daß sie nicht imstande sein würde, Russell damit zu verletzen. Sie wollte ihn nur einschüchtern, aber er hatte keine Angst. Es hatte den Anschein, daß er sich für unverwundbar hielt, und irgendwie traf das auch zu, denn die Magie des Alabasterteufels vermochte ihn wirksam zu schützen.

»Russell«, sagte Terri Culp flehend. »Ich bitte dich, verlasse mein Haus.«

»Wir sind Freunde, Terri. Du kannst mich doch nicht einfach hinauswerfen. Das tut man nicht.«

»Bitte geh!« sagte die Kosmetikerin verzweifelt. »Es ist vorbei mit unserer Freundschaft. Du bedeutest mir nichts mehr.«

»Ist das ein Grund, mich auf die Straße zu setzen?« fragte Russell Ayres vorwurfsvoll. »Ich möchte ein paar Tage hier wohnen. Ist denn das zuviel verlangt?«

»Du willst nicht nur hier wohnen. Du willst mehr. Du willst mich.«

»Ist doch verständlich. Sieh dich doch an. Du bist schöner und

begehrenswerter denn je. Ist es da verwunderlich, wenn ich dich haben will?«

»Aber ich will dich nicht!« platzte es aus Terri heraus.

»Oh, ich glaube nicht, daß du dir deiner Sache ganz sicher bist. Laß es uns erst mal versuchen. Du wirst sehen, es wird dir genausoviel Spaß machen wie früher. Und nun sei vernünftig und leg das Messer weg, sonst werde ich böse.«

»Bitte, Russell, zwing mich nicht, dich zu verletzen. Wenn du mir nahe kommst, muß ich mich wehren!«

»Hast du schon mal von Telekinese gehört? Weißt du, was das ist? So nennt man das Bewegen von Gegenständen durch übersinnliche Kräfte. Ich beherrsche sie, die Telekinese. Soll ich es dir beweisen?«

Terri Culp spürte, wie ihr der kalte Schweiß ausbrach. Russell Ayres rührte sich nicht vom Fleck. Dennoch merkte Terri, daß etwas auf sie zukam.

Da war nichts vor ihr, aber sie spürte, wie plötzlich eine große Kraft auf ihre Hand einwirkte. Etwas wollte ihr das Messer entreißen. Konnte das wirklich nur durch Russells Willen geschehen?

Es wurde für sie immer anstrengender, das Messer festzuhalten, und sie begriff, daß sie dieses Kräftemessen gleich verlieren würde. Was dann? Bis zum Zerreißen war jede Sehne, jede Muskelfaser in ihrem Arm angespannt. Die schier übermenschliche Anstrengung verzerrte ihr hübsches Gesicht.

Deutlich sah sie, wie ihre Finger sich langsam öffneten und immer mehr vom Griff abglitten.

Russell Ayres stand nur da und hielt seinen Talisman fest.

Jetzt öffnete sich die Hand der Kosmetikerin ganz.

Terri Culp stieß einen entsetzten Schrei aus.

Das Messer flog in Russells Richtung und blieb vor ihm in der Luft stehen. Die Spitze wies nach unten. Doch mit dieser Demonstration begnügte sich der Archäologe noch nicht. Terri hatte es gewagt, ihn mit einem Messer zu bedrohen. Dafür wollte er sie nun bestrafen.

Sie sah, wie sich ein zweites Messer aus der Halterung löste und zu Russell flog. Ein drittes folgte Alle sieben Messer holte sich Ayres. Vom größten bis zum kleinsten hingen sie nebeneinander vor ihm.

Terri Culp traute ihren Augen nicht. Sie hatte so etwas noch nie gesehen. Mit der Kraft seines Willens richtete Russell Ayres die Messerspitzen auf die Kosmetikerin.

Terri wich zurück. Todesangst peinigte sie.

»Wie gefällt dir das, Terri?« fragte Ayres.

»Was… was hast du vor?« stammelte sie mit furchtgeweiteten Augen.

»Du wolltest mich umbringen!«

»Das ist nicht wahr!« schrie Terri Culp. »Ich wollte dir nur Angst einjagen.«

»Und ich werde dich dafür bestrafen. Dieses Recht steht mir zu!«

Terri stieß mit dem Rücken gegen den Kühlschrank. Weiter konnte sie nicht zurückweichen. Wenn es doch bloß möglich gewesen wäre, im Boden zu versinken oder sich in Luft aufzulösen…

Alle sieben Messerspitzen wiesen auf sie. Waagrecht lagen sie in Augenhöhe in der Luft, und hinter ihnen grinste Russell Ayres diabolisch. Er genoß Terris Angst.

»Na, bereust du schon, was du tun wolltest, Terri?« fragte der Archäologe.

»Ja«, stöhnte sie, um ihn versöhnlich zu stimmen.

»Möchtest du immer noch, daß ich gehe?«

Sie schüttelte den Kopf, und Tränen schimmerten in ihren Augen. »Nein, nicht mehr.«

»Sag, daß ich bleiben soll, Terri. Sag es!«

»Ja«, krächzte sie. »Bleib. Bitte bleib, Russell!« Sie glaubte, diesen Wahnsinn nicht mehr lange auszuhalten. Ihre Knie wurden bereits weich. Es würde wohl nicht mehr lange dauern, bis sie zusammenzuckte.

»Sag, daß du verrückt nach mir bist, daß du dich nach mir gesehnt hast, daß du keinen sehnlicheren Wunsch hast, als mit mir zu schlafen.«

Unter Tränen sagte sie alles, was er verlangte, aber das genügte ihm immer noch nicht. Sie sollte noch mehr von seiner Macht spüren, deshalb ließ, er das erste Messer lossausen.

Mit der Kraft seines Willens schleuderte er es nach ihr, und sie stieß einen spitzen Schrei aus, als das Messer wie ein Blitzstrahl durch die Küche flog. Hart hackte die Klinge neben Terris schlankem Hals in das Holz. Man konnte kein Blatt Papier dazwischenschieben.

»Russell, um Himmels willen…!« schrie die Kosmetikerin.

Aber Ayres lachte nur grausam und machte weiter. Das zweite Messer flog auf Terri Culp zu. Sie glaubte, es würde sie treffen, und schloß entsetzt die Augen. Wieder verfehlte die Klinge nur knapp ihr Ziel.

Wenn die Messer hätten treffen sollen, hätten sie getroffen, doch Ayres wollte Terri Culp weder verletzen noch töten. Sie sollte nur sehen, wozu er imstande war, damit sie sich keinem seiner Wünsche mehr zu widersetzen wagte.

Todesangst ist das beste Druckmittel.

Sieben Messer ängstigten die Frau. Rings um sie herum steckten sie im Holz. Beim siebten Messer knickten Terris Beine ein, und sie stürzte ohnmächtig zu Boden.

Ayres lachte triumphierend. »Ich denke, das wird dir eine Lehre sein.«

Er hob die Bewußtlose hoch, nachdem er den Teekessel vom Herd

genommen hatte. Der Teegenuß sollte ausfallen. Ayres trug Terri aus der Küche und die Treppe hinauf in ihr Schlafzimmer.

Er legte sie aufs Bett und setzte sich in den Schaukelstuhl, der daneben stand. Während er darauf wartete, bis sie ihr Bewußtsein wiedererlangte, ließ er vor seinem geistigen Auge noch einmal Revue passieren, was sich heute alles ereignet hatte.

Er hatte sich auf dem Weg zu einem Haus befunden, das er unter falschem Namen gekauft hatte. Es hatte ihm erst seit zwei Tagen als Schlupfwinkel gedient, und es befanden sich bereits Dinge dort, die ihm persönlich wertvoll waren. Außerdem befand sich in dem Haus sein Tagebuch, dem er Gedanken anvertraut hatte, die niemanden etwas angingen.

Er hatte vom Makler die Zweitschlüssel heute ausgehändigt bekommen, und plötzlich erinnerte er sich, daß er diese achtlos auf den Beifahrersitz geworfen hatte. Ein Schildchen mit der Adresse hing daran!

Wenn die Polizei die Schlüssel gefunden hatte, kannte sie inzwischen sein Versteck. Bestimmt hatte man in diesem Fall dort schon herumgeschnüffelt und das Tagebuch entdeckt.

Ayres knurrte unwillig.

Er hatte seinem Tagebuch Zukunftspläne anvertraut. Man würde versuchen, sie zunichte zu machen, wenn man davon wußte.

Er hätte jetzt losfahren und dieses Haus aufsuchen können. Aber vielleicht wartete die Polizei dort auf ihn.

Oder war es möglich, daß noch niemand die Schlüssel gefunden hatte? Daß sie immer noch im Wagen lagen?

Er wußte nicht, wo sich das Fahrzeug befand, aber das ließ sich herausfinden. Sein Entschluß stand plötzlich fest. Mit Terri konnte er sich auch später vergnügen. Die Schlüssel waren ihm im Moment wichtiger.

Damit ihm Terri Culp während seiner Abwesenheit nicht abhanden kam, riß er die Gardinenschnur ab und fesselte sie. Er band sie außerdem ans Bett und knebelte sie mit einem Taschentuch, das er aus der obersten Lade einer Kommode nahm.

Terri war noch bewußtlos, als er im Wohnzimmer den Telefonhörer abnahm.

Seine Linke berührte den Alabasterteufel. Er hoffte, von ihm unterstützt zu werden, wenn er mit der Polizei sprach. Er wählte zuerst den Notruf, erwähnte den Unfall in der Newgate Street und bat um die Nummer des zuständigen Reviers. Er behauptete, er wäre Reporter und wolle etwas über die Sache bringen.

Dabei blieb er auch, als er mit einem Beamten des zuständigen Reviers sprach. Er schloß die Augen und konzentrierte sich auf die Stimme. Er bemühte sich, einen schwarzmagischen Kontakt

herzustellen, damit ihm der Mann keine Schwierigkeiten machte.

Wieder nannte er sich John Griffith, und er sagte, er würde für den »City Observer« schreiben.

»City Observer?« fragte der Beamte. »Kenne ich nicht.«

»Ist 'n kleines Blatt, Sir, aber wir werden eines Tages ganz groß sein. Wir versuchen unseren Lesern keine alltäglichen Berichte zu liefern. Das kommt mächtig an. Natürlich muß sich unsereiner verdammt ranhalten, denn solche Storys sind sehr dünn gesät. Darf ich Sie um Ihren Namen bitten, Sir? Ich würde ihn in meinem Artikel gern lobend erwähnen. Die Leser haben ein Recht darauf, zu erfahren, wie kooperativ die Hüter des Gesetzes sind.«

»Ich heiße Rory Potts.«

»Würden Sie bitte buchstabieren, Inspektor Potts?«

»*Sergeant* Potts«, stellte der Beamte richtig.

»Oh, Verzeihung. Aber ich bin sicher, daß Sie es noch sehr viel weiter als bis zum Inspektor bringen werden, Sergeant. Sie haben eine energische Stimme. Man hört Ihnen an, daß Sie imstande sind, Großes zu leisten.«

Potts buchstabierte seinen Namen, für den sich Russell Ayres in Wirklichkeit überhaupt nicht interessierte.

»Sie bekommen von mir selbstverständlich ein Freiexemplar, wenn mein Artikel erscheint, Sergeant Potts«, versprach Ayres. Er glaubte, den Mann magisch in den Griff bekommen zu haben, sagte, daß er sich das Fahrzeug des verschwundenen Autofahrers ansehen und ein paar Fotos schießen wolle und erfuhr, wo sich der Wagen befand.

Es war eine Autoreparaturwerkstatt in der Nähe der Unfallstelle. Man hatte das Auto dorthin geschoben, um die Straße freizukriegen.

»Vielen Dank, Sergeant. Sie haben mir sehr geholfen«, sagte Ayres.

»Keine Ursache«, erwiderte Rory Potts.

»Ach, noch eins«, sagte Ayres schnell. »Hat man schon eine Spur? Wurde in dem Wagen vielleicht etwas gefunden?«

»Mir ist nichts bekannt«, antwortete der Beamte.

Ayres versuchte dieses Gespräch aus Potts' Gedächtnis zu löschen. Ob es ihm gelang, wußte er allerdings nicht.

Als er das Haus verließ, kam Terri Culp zu sich. Er dachte nicht an sie. Die Schlüssel waren im Moment wichtiger als Terri.

***

Die Kellerwohnung glich der Dekoration einer unheimlichen Grottenbahn. Ich betrat sie allein. Boram wartete im Wagen auf meine Rückkehr.

Richard Shuck, der Parapsychologe, der mit Russell Ayres an den Ausgrabungen im Iran teilgenommen hatte, war ein dunkelhaariger slawischer Typ ohne jedes Temperament. Ja, man konnte behaupten,

er wäre die Verkörperung der Langeweile. Mit großen runden Augen musterte er mich, als ich mich auswies und ihm erklärte, weshalb ich zu ihm kam.

Er nickte und ließ mich eintreten. Das Lebensfeuer dieses Mannes glich dem eines Achtzigjährigen, dabei war er noch nicht einmal halb so alt.

An einem Metallgalgen hing ein Skelett - nicht aus Kunststoff, wie Shuck betonte. Es sollten die Gebeine eines Hexers sein, der vor langer Zeit an der Südküste Englands sein Unwesen trieb.

Auf willkürlich im Raum stehenden Tischen türmte sich Fachliteratur. An der Wand hingen weiß- und schwarzmagische Symbole und Gegenstände. Auf dem Boden standen überall Futternäpfe; der Parapsychologe besaß eine Menge schwarzer Katzen.

Ein schrilles, feindseliges Krächzen ließ mich herumfahren und zum Revolver greifen. Zum Glück zog ich die Waffe nicht, denn damit hätte ich mich lächerlich gemacht.

Das Krächzen hatte ein großer schwarzer Rabe ausgestoßen, der in der düsteren Ecke auf einer Holzstange saß und mich mit seinen kleinen Augen scheinbar feindselig anstarrte.

Ein müdes Lächeln erschien in Richard Shucks farblosem Gesicht. »Entschuldigen Sie, Mr. Ballard. Ich hätte Sie vor Bastard warnen sollen.«

»Vor Bastard?«

Shuck nickte. »So heißt der Rabe. Es ist kein schöner Name, ich weiß. Ich habe ihn nicht ausgesucht. Ein Mann brachte mir den Vogel vor etwa drei Jahren, und damals hieß er schon so.«

»Ich hätte ihn umgetauft«, sagte ich.

»Das geht nicht. Der Rabe hört auf Bastard.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Es ist Ihr Vogel, Mr. Shuck.«

In dem schummrigen, feuchten und muffig riechenden Raum gab es nur eine einzige Sitzgelegenheit, und die bot mir Richard Shuck an. Ich lehnte dankend ab, da ich nicht länger als unbedingt nötig in dieser deprimierenden Umgebung bleiben wollte.

Bastard kreischte wieder, doch nun konnte er mich nicht mehr erschrecken.

»Still, Bastard!« sagte der Parapsychologe.

»Lassen Sie nur, ich mag ihn«, versetzte ich und lenkte das Gespräch auf Russell Ayres, der nicht Shucks Freund zu sein schien.

Der Blick des Parapsychologen verdüsterte sich. »Ich bereue, Russell Ayres überredet zu haben, an den Ausgrabungen teilzunehmen. Wir hatten das gleiche Interessengebiet: die persische Geschichte und ihre Kultur. Mich beschäftigte vor allem der christliche Einfluß auf das Partherreich, das 247 vor Christus von Arsakes I. in der Provinz Khorassan gegründet wurde und 226 nach Christus endete. Es war ein

in seinen Religionen zerrissenes Reich, in dem auch Christen Fuß zu fassen versuchten. Es entstanden christliche Keimzellen in jener Provinz, die zunächst im verborgenen wuchsen und sich heimlich auszubreiten versuchten. Es kam zu blutigen Christenverfolgungen. Doch die Christen hatten nicht nur die Menschen zum Feind. Auch Asmodis, der Höllenfürst, war gegen sie, und diese geheimen Keimzellen waren ihm ein Dorn im Auge. Deshalb beschloß er, etwas gegen sie zu unternehmen. Hier gehen nun die Überlieferungen auseinander, so daß niemand zu sagen weiß, wo das Böse zuerst zuschlug. Aber es gab Gerüchte und Legenden, die sich vor allem auf jenes Gebiet konzentrierten, in das wir uns vor etwas mehr als einem halben Jahr begaben.«

Bastard kreischte, als wollte er den Parapsychologen nicht weitersprechen lassen.

»Es heißt, daß der Herrscher der Finsternis eine kleine Figur schuf«, fuhr Richard Shuck unbeirrt fort. »Eine Figur, die aussah wie er und in der sich seine Kraft befand. Er suchte sich den gläubigsten aller Christen aus und zwang ihn, die Alabasterfigur zu tragen. Damit war der Keim des Bösen gelegt. Dieser lautere Christ wurde zum Verräter an seinem Glauben, zum Satan und zum erbittertsten Feind seiner Glaubensbrüder. Er tötete jene, die ihm trauten, meuchlings und zerstörte, was er mit seinen Brüdern mühsam aufgebaut hatte. Sein Name geriet in Vergessenheit, nicht aber das Teufelsamulett, das es ihm ermöglichte, sich schwarzer Kräfte zu bedienen. Es existieren Zeichnungen von diesem Alabasterteufel, die sich bis in die heutige Zeit erhalten haben, und zahllose Abenteurer, Wissenschaftler und Theologen suchten in den vergangenen zweitausend Jahren nach der von Asmodis geschaffenen Figur. Die einen, um sie zu zerstören, die andern, um sie in ihren Besitz zu bringen, denn man sagte, die Kräfte von einst befänden sich immer noch darin. Als ich Russell Ayres davon erzählte, entschloß er sich, die Reise mitzumachen. Zuerst hatte er gemeint, das Gebiet, in dem die Ausgrabungen vorgenommen werden sollten, wäre seiner Ansicht nach kulturell unergiebig. Als er von Asmodis' Teufel erfuhr, dachte er nicht mehr so. Selbstverständlich sagte er nicht, daß er die Figur haben wollte, aber ich sah einen gefährlichen Glanz in seinen Augen, der mich beunruhigte.«

»Er fand schließlich, wonach er suchte«, sagte ich. »Und er nahm den Alabasterteufel nach England mit.«

»Obwohl er das nicht durfte«, sagte Richard Shuck. »Bereits am Ausgrabungsort fragte ich ihn nach der Figur, doch er leugnete, sie gefunden zu haben. Nach unserer Rückkehr - die Ausgrabungen waren tatsächlich sehr unergiebig gewesen - zeigte mir Russell Ayres die Figur, und ich verlangte von ihm, daß er sie zurückgab.«

»Worauf er Sie mit Hilfe der Höllenkraft, die ihm zu Verfügung stand,

beinahe umgebracht hätte«, sagte ich.

Der Parapsychologe nickte. »Er ist wahnsinnig. Rücksichtslos geht er über Leichen. Der Alabasterteufel ermuntert ihn dazu und verleiht ihm unmenschliche Kräfte.«

»Ich werde ihm die Figur wegnehmen.«

»Ich fürchte, das wird nicht viel nützen. Inzwischen ist dieser Mann so sehr vom Bösen verseucht, daß er auch ohne das Teufelsamulett großen Schaden anrichten kann. Die Hölle hat Russell Ayres durch und durch vergiftet. Er gehört mit Sicherheit bereits zu ihr. Wenn Sie ihn unschädlich machen wollen, reicht es nicht, den Alabasterteufel zu zerstören. Sie müssen auch Ayres vernichten. Oder, anders ausgedrückt: Sie müssen ihn töten!«

Richard Shuck gestand, daß er nicht den Mut hatte, zur Polizei zu gehen, nachdem ihn Ayres magisch attackiert hatte.

»Es war entsetzlich«, erzählte der Parapsychologe. »Ayres berührte mich nicht. Reglos stand er da, und mir war, als würde mir der Kopf zerplatzen. Ich glaube, er hätte es getan, wenn er damals schon so weit wie heute gewesen wäre, aber er hatte noch nicht gelernt, die Höllenkraft richtig einzusetzen. Als ich die Schmerzen nicht mehr aushielt und halb ohnmächtig zusammenbrach, warnte er mich davor, ihn zu verraten; denn in diesem Fall würde er ernst machen. Ich brauchte einen Monat, bis ich mich dazu aufraffte, die Behörden zu informieren. Ich tat es anonym. Später gab ich auch meinen Namen preis, doch inzwischen war Ayres spurlos verschwunden, und ich muß gestehen, es macht mich nicht glücklich, zu hören, daß er wieder da ist. Obwohl ich vor Ayres und seinem Alabasterteufel immer noch Angst habe, wäre ich doch bereit, Sie zu unterstützen, Mr. Ballard.«

»Was könnten Sie tun?« fragte ich den Parapsychologen.

Er hob die Schultern. »Ich weiß nicht.«

Bastard kreischte dazwischen, und zwei Katzen rauften um einen Futternapf, obwohl es genug andere gegeben hätte.

»Ayres war ein halbes Jahr verschwunden«, sagte ich. »Es wird angenommen, daß er sich im Ausland aufhielt. Kennen Sie ein Versteck in England, in das er sich zurückgezogen haben könnte?«

Shuck schüttelte den Kopf, ohne lange nachzudenken. »Nein, Mr. Ballard, mir ist kein solches Versteck bekannt. Ich möchte nicht an Ihren Fähigkeiten zweifeln, denn Sie sehen aus, als hätten Sie nicht einmal vor der Hölle Angst, aber mit Russell Ayres werden Sie sich schwertun.«

»Wieso?«

»Er hat zu viele Möglichkeiten. Er ist reich; aber man wird ihn nicht über sein Geld fangen können, denn die schwarze Magie, der er sich zu bedienen weiß, wird ihm immer wieder eine Möglichkeit schaffen, an sein Geld zu kommen.«

»Haben Sie einen Tip für mich, wie ich mit Ayres fertigwerden kann, ohne dabei selbst Schaden zu nehmen, Mr. Shuck?« wollte ich wissen.

»Tut mir leid«, antwortete der Parapsychologe. »Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wie man Ayres und seinen Höllentalisman entschärfen könnte.«

Ich lächelte. »Nun, dann bleibt mir nur zu hoffen, daß mir zu gegebener Zeit etwas einfällt.«

»Ich drücke Ihnen die Daumen.«

»Das kann auf keinen Fall schaden.«

Bastard verabschiedete mich mit einem besonders lauten Krächzer. Es hatte den Anschein, daß er sich über mein Gehen freute. Auch die vielen schwarzen Katzen waren nicht traurig, weil ich ging. Nur Richard Shuck hätte nichts dagegen gehabt, wenn ich länger geblieben wäre, aber er war in dieser düsteren Grotte in der Minderheit.

Als ich zu meinem Wagen zurückkehrte, atmete ich mehrmals tief durch, denn hier draußen war die Luft besser als in Shucks Wohnung.

Ich warf einen Blick in den Rover, konnte Boram nicht entdecken. Hatte ihm das Warten zu lange gedauert? War er ausgestiegen?

Als ich den Wagenschlag öffnete, sah ich im Fußraum auf der Beifahrerseite Nessel-Dämpfe. Boram hatte sich dort unten verborgen, damit niemand ihn sah. Ich stieg ein und fuhr los.

Der weiße Vampir kam hoch und fragte, was ich bei Shuck erreicht hatte. Ich sagte es ihm und rief anschließend über das Autotelefon Vicky Bonney an, um sie ebenfalls zu informieren.

Von Lance Selby gab es nichts Neues zu berichten, und Mr. Silver und Cruv hatten sich noch nicht gemeldet.

Boram wollte wissen, wohin wir nun fuhren.

»Jetzt suchen wir Louis Milestones Autoreparaturwerkstatt auf«, sagte ich, und ich hoffte, dort einen Hinweis auf ein Versteck von Russell Ayres zu finden.

Als wir die Unfallstelle in der Newgate Street erreichten, fuhr ich langsamer. An Ort und Stelle konnte ich mir ein besseres Bild von den Geschehnissen machen. Ich würde verdammt auf der Hut sein müssen, wenn ich diesem gefährlichen Mann begegnete.

Zu der Werkstatt gehörte ein kleiner, zur Hälfte überdachter Hinterhof, und dort stand Ayres' Wagen.

Ich nahm auch diesmal Boram nicht mit.

Louis Milestone war allein, ein schlanker, sportlicher Mann mit spiegelnder Glatze, großen Nagetierzähnen und einer Nase, die wie ein Geierschnabel aussah. Ich zeigte ihm meine Detektivlizenz und fragte ihn, ob ich mir den Unfallwagen ansehen dürfe.

Wir befanden uns in einem kleinen Büro mit Glaswänden. Milestone rauchte mit schmutzigen Händen eine Zigarette.

»Das Fahrzeug steht im Hof«, sagte der Mechaniker.

»Haben Sie es sich bereits näher angesehen?« wollte ich wissen.

»Nun ja, wie man sich so 'n Wrack eben anschaut. Ist 'ne reine Gefälligkeit der Polizei gegenüber, daß ich den Wagen hier unterstellen ließ. Reparieren würde ich ihn erst, wenn ich weiß, wer die Kosten übernimmt.«

Er verließ mit mir das Büro. In der Werkstatt stand ein vom Rost ziemlich arg zerfressener Wagen auf der Hebebühne.

Louis Milestone wies auf das Fahrzeug. »Das typische Auto von Leuten, die nie einen Penny dafür ausgegeben hatten. Sie sind nur eingestiegen und gefahren. Und wenn ihnen die Karre dann unterm Hintern wegrostet, kommen sie zu mir, damit ich ein Wunder vollbringe. Aber leider kann ich nicht zaubern. Hier wär's wirklich nötig.«

Wir traten durch das Tor in den finsteren Hof.

Milestone wies auf Ayres' Wagen. In seinem Büro schlug das Telefon an. Er entschuldigte sich und kehrte um. Ich setzte mich in das Wrack, beugte mich zum Handschuhfach hinüber und öffnete es. Alles, was sich darin befand, holte ich heraus. Bedienungsanleitung, Serviceheft, Landkarten, eine Metallfolie, auf die man bei Kälte Schwerverletzte betten sollte…

Unter dem Handschuhfach befand sich eine Ablage. Auch dort kramte ich herum. Es gab Stofftaschen an den Türen. Ich sah mir ihren Inhalt an.

Nach kurzer Zeit kam ich zu der Ansicht, daß ich mir den Weg hätte sparen können, aber wer weiß das schon im voraus?

»Was gefunden?« erkundigte sich Milestone.

»Leider nein«, antwortete ich, stieg aus und warf auch noch einen Blick in den Kofferraum. Pannendreieck, Feuerlöscher, Klappspaten, Abschleppseil, Kriechöl…

Enttäuscht schloß ich den Deckel. Manchmal überrollten mich die Ereignisse geradezu. Diesmal war es jedoch anders. Ich mußte dem Erfolg nachlaufen. Das war mühsam. Und ich wußte, daß ich schnell laufen mußte, wenn ich verhindern wollte, daß Russell Ayres die Höllenkraft erneut einsetzte.

Ich verabschiedete mich von Louis Milestone und kehrte zu meinem Rover zurück. Im Geist hakte ich den zweiten Namen auf meiner Liste ab. Wen sollte ich nun aufsuchen?

Mein Wagen stand in einer Straße, in der die Beleuchtung ausgefallen war. Ich warf einen flüchtigen Blick hinein und sah Boram wieder nicht.

Diesmal war er aber tatsächlich nicht da. War ihm irgend etwas aufgefallen, dem er sofort nachgehen mußte?

Ich richtete mich auf. Ein Geräusch drang an mein Ohr. Das konnte nicht der Nessel-Vampir sein. Der machte keine Geräusche. Meine

Hand glitt sicherheitshalber ins Jackett, und dann drehte ich mich langsam um.

Dunkelheit gähnte mich an, aber in dieser Schwärze schien sich jemand zu befinden. Unwillkürlich dachte ich an Russell Ayres. Vielleicht wollte er sich seinen Wagen holen. Doch der war zur Zeit nicht fahrtüchtig.

Mein Mißtrauen wuchs.

Ich zog den Colt Diamondback und entfernte mich von meinem Rover. Meine Kopfhaut spannte sich. Was ich über Russell Ayres und seinen Alabasterteufel bisher erfahren hatte, sagte mir mit aller Deutlichkeit, daß ich diesen Gegner sehr ernst nehmen mußte. Mir war, als hätte ich Fieber. Ein dünner Schweißfilm legte sich auf meine Stirn. Nahm Ayres Einfluß auf meine Physis?

Meine Augen hatten sich inzwischen an die Dunkelheit gewöhnt, und ich sah den Schattenriß einer Gestalt.

Jetzt bewegte sie sich wieder, und dann spürte ich plötzlich einen glühenden Stich im Hals. Ich faßte sofort danach und bekam etwas Weiches zwischen die Finger. Es war das hintere Ende eines Bolzens!

Ich riß das Ding heraus, so schnell ich konnte, denn mir war klar, daß seine Spitze vergiftet war. Aber ich war trotzdem nicht schnell genug. Mit dem nächsten Herzschlag erlosch mein Denken und Fühlen.

Ich hatte noch den Eindruck, in einen tiefen schwarzen Sack zu fallen, dann war es aus…

***

Tony Ballards Besuch hatte den Automechaniker neugierig gemacht. Obwohl der Detektiv sich im Autowrack gründlich umgesehen hatte, unterzog Louis Milestone das Fahrzeug einer noch gründlicheren Untersuchung.

Er griff auch unter die Sitze und hob die Gummifußmatten hoch, wobei er auf der Beifahrerseite fündig wurde. Schlüssel glänzten ihm entgegen. An ihrem Ring hing ein Kärtchen, und darauf stand eine Adresse.

Schlüssel zu einer Wohnung? Zu einem Haus?

Milestone wußte nicht, wie wichtig dieser Fund war. Er wußte aber, daß er ihn melden mußte. Entweder diesem Privatdetektiv oder der Polizei.

Selbstverständlich entschied er sich für die Polizei, denn das schien ihm der richtigere Weg zu sein. Er schob die Schlüssel in die Tasche seines Arbeitsmantels und kehrte in die Werkstatt zurück.

Auf dem Weg zum Büro flackerte das Licht, und einen Moment später ging es aus.

Louis Milestone griff nach dem Lichtschalter, in dessen Nähe er

stehengeblieben war. »Nanu«, sagte er und drehte den Schalter mehrmals herum. »Verdammte Schweinerei! Ist das ein allgemeiner Stromausfall, oder hat es nur hier bei mir eine Sicherung durchgehauen?«

Er tastete sich an die Werkbank heran. Über dem Kasten für Kleinmaterial hing für Notfälle eine Stablampe. Diese holte er sich, und dann begab er sich zum Sicherungskasten.

Teufel, womit er sich herumschlagen mußte, seit er sich selbständig gemacht hatte. Früher hatte er eine ruhige Kugel geschoben. Heute mußte er sich um alles selbst kümmern. Ja, er verdiente mehr als damals, aber er trug auch das ganze Risiko allein. Und von einem Acht-Stunden-Tag konnte er nur noch träumen.

Er hatte eine Frau und zwei hübsche, anständige Töchter, die er viel zu selten sah. Ein Glück, daß die Töchter zu Hause wohnten, sonst wäre seine Frau daheim vor Langeweile gestorben.

Milestone öffnete den Sicherungskasten und schaute sich die Sicherungen genau an. Sie waren alle in Ordnung. Dennoch gab es keinen Strom.

Der Mechaniker hörte eine Tür jammern und zufallen.

Er zuckte zusammen. »Mr. Ballard?« fragte er. »Sind Sie das, Mr. Ballard? Ich habe unter einer der Fußmatten Schlüssel gefunden.«

Er bekam keine Antwort.

Merkwürdig.

Milestone ließ den Strahl der Taschenlampe durch die Werkstatt gleiten. Allmählich fühlte er sich unbehaglich. Kein Strom… Und jemand hatte die Werkstatt betreten, wollte aber anscheinend unbemerkt bleiben.

Blech schepperte, und Milestones Herz übersprang einen Schlag. Er richtete den Lichtfinger der Lampe dorthin, wo er die Person vermutete, doch dort stand niemand.

»Wer ist da?« fragte er mit belegter Stimme.

Er nahm die Kurbel eines Wagenhebers in die Hand. Vielleicht dachte ein zwielichtiger Kerl, bei ihm absahnen zu können, aber auf dessen Rücken würde er das Eisen tanzen lassen.

Im Hintergrund der Werkstatt lagen die Ersatzteile auf hohen, bis an die Decke reichenden Regalen. Von dort rasten auf einmal Radzierkappen wie fliegende Untertassen auf ihn zu.

Niemand schleuderte die Geschosse. Sie flogen von selbst heran. Dahinter mußte irgendein Trick stecken. Louis Milestone duckte sich. Er hob den Arm schützend über seinen Kopf und lief auf die Regale zu.

Nach wie vor konnte er niemanden sehen. Er leuchtete zwischen die Regale und hinter zwei hohe Abfalltonnen.

Nichts.

Wütend drehte er sich um, und plötzlich sah er die Umrisse eines Mannes. Er richtete die Taschenlampe auf ihn.
»Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?«
Russell Ayres stand reglos vor dem Automechaniker. Seine Hand umschloß den Alabasterteufel.
»Haben Sie vorhin mit den Radzierkappen nach mir geworfen?« fragte Milestone angriffslustig.
»Vielleicht.«
»Was haben Sie sich dabei gedacht? Sie werden den Schaden bezahlen!«
»Ich werde gar nichts!« sagte Ayres gelassen. Er richtete seinen Blick auf die Stablampe in Milestones Hand. Sie begann plötzlich zu vibrieren. Milestone hatte Mühe, sie festzuhalten. Und einen Augenblick später zerplatzten das Glas und das Lämpchen.
Doch es blieb nicht dunkel. Das Licht flammte plötzlich wieder auf, und Milestone fragte heiser: »Wer sind Sie?«
»Russell Ayres«, sagte der hochgewachsene Mann. Er wies mit dem Daumen dorthin, wo sein Wagen stand. »Das da draußen ist mein Wagen.«
Milestone ließ die Wagenheberkurbel sinken. Er begriff, daß er den Mann vor sich hatte, von dem die Leute behaupteten, er hätte den anderen Autofahrer auf offener Straße ermordet!
»Wie ich hörte, haben Sie meine Schlüssel gefunden. Geben Sie sie mir!« verlangte Ayres. »Werfen Sie sie mir zu!«
»Und wenn ich es nicht tue? Vielleicht nennen Sie sich nur Russell Ayres und heißen in Wirklichkeit anders. Können Sie sich ausweisen?«
»Reicht das, was ich bisher getan habe, noch nicht, um mich zu identifizieren?«
Milestone legte die kaputte Stablampe weg und griff in die Tasche seines Arbeitsmantels. Er holte die Schlüssel heraus und warf sie Ayres wortlos zu. Dieser fing sie auf, ohne den Alabasterteufel loszulassen. Er warf einen Blick darauf und steckte sie ein.
»Wer ist Ballard?« fragte Ayres.
»Tony Ballard, ein Privatdetektiv. Er sucht Sie, hat sich Ihren Wagen angesehen.«
»So. Meinen Wagen. Was Sie nicht sagen.«
»Hören Sie, ich will mit all dem nichts zu tun haben. Ich war der Polizei lediglich gefällig, deshalb steht Ihr Wagen dort draußen. Alles andere geht mich nichts an.«
»So einfach ist das leider nicht«, erwiderte Ayres. »Sie stecken in der Sache mittendrin. Sie kennen zum Beispiel meinen Namen.«
»Sie hätten ihn mir ja nicht zu sagen brauchen.«
»Aber Sie wollten ihn doch unbedingt wissen. Zweimal haben Sie mich gefragt. Außerdem haben Sie die Adresse gelesen, die an meinen

Schlüsseln hängt.«

»Ganz bestimmt nicht«, versicherte der Mechaniker.

»Ich kann es mir nicht erlauben, Ihnen zu trauen.«

»Aber ich kenne die Adresse nicht!« schrie Milestone.

»Ich muß sichergehen. Tut mir leid für Sie«, sagte Ayres. Es war eine reine Floskel, nichts weiter. Er hatte nicht das geringste Mitleid mit Louis Milestone.

Über dem Automechaniker rasselte plötzlich die Kette des Flaschenzugs. Milestone hob den Kopf und sah den Haken heruntersausen. Er schrie auf und wollte nach vorn springen, aber da verfing sich der Haken in seinem Arbeitsmantel und riß ihn hoch.

»Neiiin!« brüllte Milestone. »Mein Gott, ich habe Frau und Kinder!«

Das rührte Ayres nicht. Er sorgte dafür, daß der Mann bis zum höchsten Punkt hinaufgezogen wurde, und dort oben ließ er ihn eine Weile baumeln. Alles Bitten und Flehen nützte dem Mechaniker nichts. Im Gegenteil. Je mehr Milestone jammerte, desto teuflischer freute sich Ayres über das, was er dem Mann antat.

»Lassen Sie mich runter!« rief Louis Milestone. »Ich werde niemandem sagen, daß Sie hier waren! Ich verspreche es Ihnen bei meinem Augenlicht!«

»Bei welchem Augenlicht?« fragte Ayres höhnisch, und im selben Moment stieß der Mechaniker einen erschrockenen Schrei aus.

»Ich bin blind!« heulte Louis Milestone. »Sie Teufel! Sie grausamer Teufel!«

Russell Ayres verlor die Lust an diesem grausamen Spiel. Es war klar, daß er den Mechaniker nicht am Leben ließ. Er bewegte die Kette des Flaschenzuges mit der Kraft seines Willens, wickelte sie Milestone mehrmals um den Hals. Dann zog er sie zu…

***

Boram hatte eine Weile im Rover gesessen, war dann aber ausgestiegen, als er vermeinte, einen Mann durch die dunkle Gasse laufen zu sehen. Der Nessel-Vampir verließ das Fahrzeug und eilte lautlos durch die Finsternis.

Der weiße Vampir erreichte einen schmalen Durchgang. Er wußte nicht genau, ob der andere diesen Weg eingeschlagen hatte, versuchte aber sein Glück.

Der Durchgang endete vor einer Gittertür, die jedoch kein Hindernis für den Vampir darstellte, da er ja nur aus Nesseldampf bestand. Er sickerte gewissermaßen durch das Gitter und eilte weiter.

Berge alter Autoreifen ragten hier auf. Von dem Mann, dem Boram gefolgt war, fehlte jede Spur. Boram überlegte, ob er weitergehen oder umkehren sollte. Da er nicht wußte, wie lange Tony Ballard in der Werkstatt zu bleiben gedachte, entschied er sich für letzteres.

Er ging zurück, stieg wieder durch das Gitter und eilte durch die enge Gasse. Als er gleich darauf um die Ecke bog, erstarrte er für einen Moment.

Der Rover war nicht mehr da.

Tony Ballard mußte ohne ihn abgefahren sein!

***

Obwohl Terri Culp allein war, hatte sie entsetzliche Angst, denn sie mußte damit rechnen, daß Russell Ayres bald wiederkam. Sie hatte ihn das Haus verlassen hören. Die Zeit war für sie zu einem undefinierbaren Etwas zerflossen, und so wußte sie nicht, wie lange Russell bereits fort war.

Unbegreifliches hatte er getan. Dinge, zu denen ein Mensch normalerweise nicht fähig war. Terri schauderte vor der Kraft, die er eingesetzt hatte. Nur mit seinem Willen hatte er ihr das Messer aus der Hand gerissen.

Es wäre für sie unvorstellbar gewesen, wenn sie es nicht selbst erlebt hätte. Russell Ayres schöpfte seine Kraft aus diesem Teufel, den er bei sich trug. Er war mit der Hölle ein gefährliches Bündnis eingegangen.

Bisher hätte sich Terri Culp nicht träumen lassen, daß so etwas möglich war, aber sie war davon überzeugt worden. Die sieben Messer, die in der Tür des Küchenschrankes steckten, waren ein sichtbarer Beweis dafür, daß das Ganze nicht nur ein Alptraum war.

Es war tatsächlich geschehen!

Dicke Schweißtropfen glänzten auf Terris Stirn, und ihr Herz raste. Russell konnte Furchtbares mit ihr anstellen, wenn er wiederkam. Sie würde ihn nicht daran hindern können, würde ihm zu Willen sein müssen - ihm, diesem Satan in Menschengestalt.

Sie setzte diesen grauenvollen Gedanken fort.

Wenn sie nun ein Kind von ihm bekam…

Nicht auszudenken! Es würde wahrscheinlich so sein wie Russell.

Der Gedanke allein war ihr schon unerträglich. Aber wie sollte sie es verhindern? Sie war gefesselt und geknebelt, konnte sich kaum rühren und nicht um Hilfe rufen.

Ein Gefühl grenzenloser Verzweiflung überschwemmte sie. Vielleicht würde sie gezwungen sein, ein Teufelskind zur Welt zu bringen. Russell würde es nicht zulassen, daß sie die Schwangerschaft unterbrach. Vielleicht würde schon das ungeborene Kind Einfluß auf sie nehmen und sie so böse machen, wie es Russell geworden war.

All das war so grauenvoll und deprimierend, daß Terri Culp die Tränen aus den Augen quollen.

Sie versuchte sich von den stramm sitzenden, schmerzenden Fesseln zu befreien, doch es gelang ihr nicht.

Sie fühlte sich dazu verurteilt, dazuliegen und auf Russells Rückkehr

zu warten. Was dann passieren würde, daran wollte sie nicht noch einmal denken. Es war zu abscheulich.

***

Boram konnte sich nicht vorstellen, daß Tony Ballard tatsächlich ohne ihn weitergefahren war. Es sei denn, etwas sehr Dringendes hatte ihn dazu veranlaßt. Würde Tony Ballard hierher zurückkommen?

Der Nessel-Vampir fragte sich, ob er in dieser unbeleuchteten Straße auf den Dämonenjäger warten sollte, und entschied sich dafür, sich in der Werkstatt umzusehen, in die sich Tony begeben hatte. Vielleicht erfuhr er dort etwas über den Verbleib jenes Mannes, als dessen gehorsamer Diener er sich fühlte.

Boram betrat den halb überdachten Hof. In der Werkstatt brannte Licht. Der weiße Vampir glitt an die schmutzigen Fenster heran und warf einen Blick in die Halle.

Nichts regte sich dort drinnen.

Boram ging weiter. In der Reparaturwerkstatt wandte er sich dem kleinen Büro zu. Auf dem Weg dorthin stutzte der Nessel-Vampir.

Er hob den Kopf mit einem schnellen Ruck und blickte nach oben - dorthin, wo Louis Milestone hing. Für Boram stand fest, daß der Mann tot und der Täter Russell Ayres war.

Und wo befand sich Tony Ballard?

Der weiße Vampir überlegte: Tony hatte nicht verhindern können, daß Russell Ayres den Mechaniker tötete, aber er wollte den Mann mit dem Alabasterteufel nicht entkommen lassen. Ayres ergriff die Flucht, und Tony Ballard folgte ihm. Auf seinen Begleiter konnte er nicht warten, sonst hätte er Ayres aus den Augen verloren.

Tony Ballard war in diesem Augenblick hinter Russell Ayres her. Das war denkbar.

Boram ließ Milestone nicht am Flaschenzug hängen. Er holte den Toten herunter. Er bedauerte, daß ihn Tony Ballard nicht in die Werkstatt mitgenommen hatte. Vielleicht wäre es ihm gelungen, diesen Mord zu verhindern. Oder vielleicht hätte er es geschafft, Russell Ayres an der Flucht zu hindern.

Obwohl Ayres in Verbindung mit dem Alabasterteufel ein äußerst gefährlicher Gegner war, hätte Boram nicht gezögert, ihn unerschrocken anzugreifen. Der weiße Vampir hatte keine Angst.

Er war bereit, sich jederzeit voll gegen das Böse einzusetzen. Auch dann, wenn die Gefahr bestand, daß er dabei sein Leben einbüßte.

Der Nessel-Vampir begab sich ins Büro. Wieder verdichtete er den Nesseldampf, aus dem er bestand, so sehr, daß es ihm möglich war, den Telefonhörer abzuheben, und tippte eine sechsstellige Nummer.

Geduldig wartete er.

Als Vicky Bonney abhob, nannte er seinen Namen.

Da es selten vorkam, daß Boram anrief, war Vicky Bonney sofort beunruhigt.

»Ist etwas passiert, Boram?« fragte sie aufgeregt.

»Hat sich Tony gemeldet?«

»Bei mir? Nein. Wieso weißt du nicht, wo Tony ist? Du hast ihn doch begleitet.«

Der Nessel-Vampir berichtete, was sich seiner Ansicht nach ereignet hatte. Er erwähnte auch den grausamen Mord an Louis Milestone, und Vicky versprach, dafür zu sorgen, daß der Tote abgeholt würde.

»Bist du sicher, daß Tony in diesem Moment hinter Ayres her ist?« fragte die Schriftstellerin mit leichtem Zweifel. »Könnte Tony nicht auch irgend etwas zugestoßen sein?«

»Das hoffe ich nicht«, sagte Boram.

»Aber du kannst es nicht mit Sicherheit ausschließen«, seufzte Vicky Bonney. »Du hättest nicht von seiner Seite weichen dürfen, Boram.«

»Er befahl mir, im Wagen auf ihn zu warten. Ich gehorchte.«

»Entschuldige. Ich wollte dir keinen Vorwurf machen. Vielleicht besteht überhaupt kein Grund, sich Sorgen zu machen. Kann sein, daß sich Tony bald meldet und mir mitteilt, daß Russell Ayres und sein Alabasterteufel keine Gefahr mehr sind.«

»Soll ich in der Werkstatt bleiben?« fragte der weiße Vampir.

Vicky erkundigte sich nach der Adresse und sagte, er solle dort auf sie warten, sie würde ihn abholen.

»Ich fahre einen weißen Mustang«, erklärte sie.

Boram konnte das nicht wissen, denn die Schriftstellerin hatte einen neuen Tick: Sie wechselte die Autos nach Lust und Laune, kaufte sie nicht, sondern mietete sie. Es kam vor, daß sie in einer Woche sieben verschiedene Wagen fuhr. Das machte ihr großen Spaß.

»Bis gleich«, sagte das blonde Mädchen und legte auf.

Boram verließ das Büro und die Arbeitshalle. Er wartete im dunklen Hof auf das Eintreffen der Schriftstellerin.

Als nach geraumer Zeit draußen ein Wagen stoppte und sich gleich darauf trippelnde Schritte näherten, war Boram sicher, daß Vicky Bonney kam, und er ging ihr entgegen.

Sie blickte ihn gespannt an. »Inzwischen was Neues von Tony?«

Der Nessel-Vampir schüttelte den Kopf.

»Ich habe zu Hause den automatischen Anrufbeantworter eingeschaltet, damit mir kein Anruf entgeht«, sagte das blonde Mädchen. »Wenn sich Tonys Stimme nicht auf dem Band befindet, wenn wir nach Hause kommen, werde ich anfangen, mir Sorgen um ihn zu machen. Du weißt, daß er Telefon im Wagen hat. Für einen kürzen Anruf müßte er Zeit haben, zumal er dich gewissermaßen verloren hat.«

Sie stiegen in den Mustang, und Vicky Bonney raste nach Paddington

zurück. Der MI 5 war informiert, und es waren bereits die entsprechenden Leute unterwegs, die sich um Louis Milestone kümmern sollten.

Paddington.

Chichester Road 22.

Vicky Bonney hielt den Mustang temperamentvoll an und eilte mit dem weißen Vampir ins Haus. Im Nachbarhaus brannte kein Licht mehr. Vicky nahm an, daß Lance Selby zu Bett gegangen war. Er mußte sich schonen, brauchte sehr viel Ruhe. Auch Vicky war glücklich, daß es Lance wieder gab, aber sie konnte sich darüber nicht unbeschwert freuen, solange sie nicht wußte, wieso der Freund, der ohne Zweifel gestorben war, auf einmal wieder lebte.

Vielleicht war es ein gemeines Spiel der Hölle!

Die blonde Schriftstellerin eilte mit wehendem Haar durch das Haus und stieß die Tür auf, die in ihr Arbeitszimmer führte. Nervös ließ sie sich auf den Schreibtischstuhl nieder und hörte sich an, was das Gerät während ihrer Abwesenheit aufgezeichnet hatte.

Nichts.

Enttäuscht sah sie Boram an.

Dann griff sie zum Telefon und wählte die Nummer von Tony Ballards Autoanschluß. Er meldete sich nicht.

Vicky fuhr sich mit zitternder Hand über die Augen. »Jetzt mache ich mir wirklich Sorgen, Boram«, sagte sie leise und schaute ratlos auf das Telefon.

***

Ein Geräusch ließ Terri Culp heftig zusammenzucken.

Was war das gewesen? War die Haustür zugeklappt? Das hätte bedeutet, daß Russell Ayres wiedergekommen war. Sofort schnürte ihr die Angst die Kehle zu, und sie bäumte sich verzweifelt auf, soweit es die Fesseln zuließen. Ihr Herz klopfte so laut, daß sie kaum noch etwas anderes hören konnte.

Vor ihrem geistigen Auge erschien Russell. Er stand unten in der Halle. Ein gemeines, lüsternes Grinsen umspielte seinen Mund. Er schaute mit gehobenem Kopf zu ihr herauf und setzte sich langsam in Bewegung.

Jetzt erreichte er die Treppe.

Er hatte es nicht eilig.

Er legte die Hand auf die geschnitzte Figur, die das Ende des Geländers zierte, und stieg die Stufen herauf.

Die Angst brachte Terri Culp fast um.

In ihrer Einbildung hatte Russell bereits die Hälfte der Treppe zurückgelegt. Unermüdlich stieg er höher, erreichte das Treppenende und wandte sich ihrem Schlafzimmer zu.

Terri wandte verzweifelt den Kopf. Furchtsam starrte sie auf den Türknauf, der sich gleich drehen würde.

Da!

Passierte es nicht schon?

Sie bildete sich ein, zu sehen, wie sich der Metallgriff bewegte. In einigen Sekunden würde sich die Tür öffnen, und Russell würde eintreten. Vielleicht würde er ihr wieder diese entsetzlichen Kopfschmerzen bereiten. Bestimmt aber würde er sie sich mit Hilfe dieser unheimlichen Teufelsfigur zu Willen machen.

Und dann…

O Gott!

Die Tür… Wieso öffnete sie sich nicht? Russell stand doch dort draußen. Warum kam er nicht herein? Oder… stand er… etwa nicht draußen? Terri Culps Körper war in Schweiß gebadet. Wieder unternahm sie einen vergeblichen Versuch, sich von den Fesseln zu befreien. Dabei wurde ihr immer klarer, daß sie es ohne Hilfe nie schaffen würde. Doch niemand wußte, daß sie Hilfe brauchte. Wenn sie doch nur hätte schreien können, aber in ihrem Mund steckte dieser Knebel, der sie beinahe erstickte. Allen Speichel sog er auf, so daß ihre Kehle schmerzhaft trocken war.

Terri drehte den Kopf noch weiter auf die Seite.

Russell Ayres hatte ihr nicht nur *ein* Taschentuch zwischen die Zähne geschoben, sondern mit einem zweiten Tuch, das er über ihren Mund band, dafür gesorgt, daß sie den Knebel nicht ausspucken konnte.

Wenn es ihr gelang, dieses Tuch abzustreifen und den Knebel auszuspucken, konnte sie aus vollen Lungen um Hilfe schreien, und wenn sie Glück hatte, hörte es auch jemand.

Schon beim ersten Versuch verrutschte das Tuch geringfügig. Das ermunterte Terri Culp, weiterzumachen.

Immer wieder glitt sie mit der Wange über die Decke, immer weiter wanderte dabei das Tuch nach unten.

Es wird gelingen! dachte Terri aufgeregt.

Sie wußte, daß sie sich beeilen mußte, denn irgendwann würde Russell zurückkommen, und dann wollte sie ihm nicht mehr hilflos ausgeliefert sein. Es gab nichts Entsetzlicheres für sie.

Bald befand sich das Tuch beim Kinn. Einmal zog sie das Gesicht noch über die Decke. Dann spürte sie das Tuch nicht mehr. Sofort ging sie daran, den Knebel mit der Zunge zwischen den Zähnen aus dem Mund zu drücken, und nachdem sie auch das geschafft hatte, atmete sie gierig, denn das hatte sie jetzt nötig.

Und dann schrie sie so laut um Hilfe, daß sie meinte, die Fenster würden klirren.

***

Bei den Rifkins im Nachbarhaus war von Sendebeginn bis Sendeschluß der Fernseher an.

Norma und Jesse Rifkin waren eines von jenen Ehepaaren, die sich nichts mehr zu sagen hatten, deshalb ließen sie sich vom Fernsehen unterhalten. Das bedeutete nun aber nicht, daß sie ständig vor der Flimmerkiste saßen. Wenn es Jesse Rifkin einfiel, ging er in den Keller, um die Kaninchen zu füttern, die sich dort unten in einem Küchenschrank befanden, den er zum Käfig umgebaut hatte. Oder er holte eine Flasche Wein herauf, die er zumeist allein trank, weil sich Norma aus Alkohol nichts machte.

Vor allem, wenn in das Programm ein Werbeblock eingestreut wurde, suchte sich Jesse Rifkin für die paar Minuten irgendeine Arbeit, um nicht zugucken zu müssen.

Aber Norma interessierte sich sehr für die Werbung. Sie war geradezu reklamesüchtig. Alles, was ihr angeboten wurde, nahm sie bereitwillig in sich auf, und Jesse Rifkin konnte sicher sein, daß sie schon in den nächsten Tagen loszog, um alles mögliche Zeug zusammenzukaufen, bloß weil ihr das Fernsehen eingehämmert hatte, daß sie das unbedingt haben müsse.

Während der Werbeeinschaltungen schaltete Norma Rifkin regelrecht ab. Alles um sie herum versank in grauer, nichtssagender Bedeutungslosigkeit. Sie war glücklich und fröhlich mit denen, die ihr in knappen Spots eine heile Welt präsentierten. Eine Welt, in der es nur strahlende Gesichter gab.

Mit einer Flasche französischen Landweins unter dem Arm stieg Jesse Rifkin die Kellertreppe hoch. Oben löschte er das Licht und schloß die Tür.

Da war ihm, als hörte er die Hilfeschreie eines Mädchens.

Er ging ins Wohnzimmer. Der Werbeblock war zu Ende, der Beginn einer Show, auf die sich Rifkin seit Tagen freute, stand kurz bevor. Er setzte sich in seinen Fernsehsessel und entkorkte die Flasche. Das Glas stand schon bereit.

»Hat vorhin im Fernsehen ein Mädchen um Hilfe gerufen, Norma?« wollte er wissen.

Seine Frau schaute ihn verwirrt an. »Ein Mädchen? Um Hilfe?«

»Merkst du dir denn nicht, was du siehst?«

»Doch. Natürlich. Da war kein Mädchen, das um Hilfe rief.«

»Es muß im Fernsehen gewesen sein. Wer sollte sonst um Hilfe rufen«, brummte Jesse Rifkin und nahm einen Schluck vom Wein, der herb war und einen angenehm pelzigen Geschmack auf der Zunge hinterließ.

Die Show fing an.

Rifkin griff nach der Fernbedienung und stellte den Apparat etwas lauter. Dann machte er es sich in seinem Sessel so bequem wie

möglich, und an die Hilferufe verschwendete er keinen Gedanken mehr.

***

Sie hatten mit Augenzeugen gesprochen, die schaudernd über die Ereignisse in der Newgate Street redeten, und hatten Heather Ayres aufgesucht, die Schwester des Archäologen, doch das Ergebnis war nicht ermutigend. Von den Augenzeugen erfuhren Mr. Silver und Cruv nur, was sie ohnedies schon wußten, und Heather Ayres erklärte ihnen, daß ihr Bruder für sie ein Fremder wäre.

Sie wußte so gut wie gar nichts mehr von ihm. Er hatte den Kontakt abgebrochen, weil er befürchtete, seine Schwester könnte auf die Idee kommen, ihn um Geld zu bitten.

Dabei war sie heute glücklicher als damals, als sie reich gewesen war. Sie hatte einen interessanten Job, der sie ausfüllte, und sie wußte, daß es ihre Freunde ehrlich mit ihr meinten und es nicht nur auf ihr Geld abgesehen hatten.

Da sie sich für das Leben ihres Bruders nicht mehr interessierte, vermochte sie Mr. Silver und dem häßlichen Gnom auch keinen Tip zu geben, wo sie nach Russell suchen sollten.

Sie erachtete es als völlig ausgeschlossen, daß sich Russell bei ihr blicken ließ, versprach aber dennoch, sofort anzurufen, falls es dazu kommen sollte.

Das war im Moment der letzte Stand der Dinge. Mr. Silver war sauer, weil sie immer noch im dunkeln tappten. Jede Stunde, die verging, konnte für irgendeinen Menschen zur Katastrophe werden.

Russell Ayres brauchte sich nur über ihn zu ärgern.

Das ungleiche Paar saß in Tucker Peckinpahs Rolls Royce. Cruv lenkte das große Fahrzeug. Wie er die Pedale mit seinen kurzen Beinen bediente, war dem Ex-Dämon ein Rätsel. Irgendwie schaffte es der Knirps aber, so daß sich Mr. Silver auf dem Beifahrersitz ausstrecken konnte und nichts zu tun brauchte.

Cruv wies auf das Autotelefon. »Willst du nicht mal Vicky anrufen?«

»Wozu? Es gibt nichts Neues zu berichten.«

»Vielleicht hat Tony was gemeldet.«

»Dann hätte es uns Vicky bereits mitgeteilt.«

Der Gnom seufzte. »Alles muß man selber machen.«

Er wollte den Hörer aus der Halterung fischen, doch Mr. Silver kam ihm zuvor. »Hände auf das Lenkrad!« schnarrte der Hüne. »Konzentriere dich gefälligst auf den Verkehr. Dieser Wagen gehört dir nicht. Willst du einen Unfall bauen?«

»Ich fahre sicherer als du.«

»Daß ich nicht kichere. Du siehst ja nicht mal richtig zur Frontscheibe hinaus.«

»Was ich sehe, das reicht.«
»Für eine Karambolage ja«, sagte Mr. Silver grinsend und rief zu Hause an.
Damit er nichts wiederholen mußte, schaltete er auf Lautsprecher. Nun konnte der Knirps, den Mr. Silver für schrecklich neugierig hielt, das Gespräch gleich mithören.
»Silver!« sagte Vicky Bonney am andern Ende. »Ich habe euch bereits zweimal zu erreichen versucht!«
»Siehst du«, sagte Cruv.
»Halt die Klappe«, sagte der Ex-Dämon.
»Wie bitte?« fragte Vicky Bonney.
»Entschuldige«, sagte der Ex-Dämon verlegen. »Damit warst natürlich nicht du gemeint, Vicky, sondern der Giftzwerg, der neben mir sitzt. Was ist los? Hat Tony sich mit einer grandiosen Neuigkeit gemeldet?«
»Ich wollte, es wäre so, aber ich bekomme von Tony kein Lebenszeichen mehr.«
»Kann er in Schwierigkeiten geraten sein?« fragte Mr. Silver sofort ernst. »Ist es das, was du befürchtest, Vicky?«
»Es hat sich einiges ereignet, seit ihr das Haus verlassen habt«, berichtete Vicky Bonney, und dann erwähnte sie Lance Selbys rätselhaftes Wiederauftauchen.
Mr. Silver und Cruv warfen sich einen verblüfften Blick zu. Lance war nicht nur wieder aufgetaucht, er lebte zudem auch noch. Das war ein Hammer.
Mr. Silver war der Ansicht, man sollte dieser großen Überraschung mit Vorsicht begegnen. Er sagte das auch Vicky und riet ihr, nicht zu oft in Lance Selbys Nähe zu gehen.
»Ich muß mir unseren Freund erst gründlich ansehen«, sagte der Ex-Dämon. »Vielleicht ist er nicht ganz sauber. Du verstehst, was ich meine.«
»Ich glaube, Lance ist ungefährlich«, sagte die Schriftstellerin.
»Dein Gefühl kann dich täuschen«, warnte der Hüne. »Natürlich freue ich mich über Lances Rückkehr, aber so lange wir nicht wissen, wer sie veranlaßt hat, sollten wir ihn mit Vorsicht genießen.«
Vicky Bonney ging zum nächsten Punkt über.
Boram zu Hause… Der Mechaniker Louis Milestone ermordet… Tony Ballard verschwunden…
Das war starker Tobak für Mr. Silver und Cruv.
»Er wird doch nicht Russell Ayres in die Hände gefallen sein«, murmelte der häßliche Gnom.
»Wirst du wohl aufhören, zu unken?« fuhr ihn Mr. Silver an. Diesmal hielt er die Sprechmuschel zu, damit Vicky nicht wieder glaubte, sie wäre gemeint.
»Boram nimmt an, Tony ist Ayres auf den Fersen«, sagte die

Schriftstellerin.
»Tut mir leid, aber das glaube ich nicht«, erwiderte der Ex-Dämon. »In diesem Fall hätte sich Tony Zeit für einen Anruf genommen, damit wir Bescheid wissen. Ich sag's nicht gern, aber es hat keinen Sinn, den Kopf in den Sand zu stecken…«
»Du meinst, Tony kann nicht anrufen?« fragte Vicky beklommen.
»Das ist leider zu befürchten«, sagte Mr. Silver.
In Cruvs häßlichem Gesicht zuckte es nervös. Tony Ballard in Gefahr zu wissen, behagte ihm ganz und gar nicht. Tony war sein bester Freund. Er hätte sich für ihn jederzeit in Stücke reißen lassen, und er wußte, daß Tony sich für ihn genauso eingesetzt hätte.
»Was werdet ihr nun tun?« wollte Vicky Bonney wissen.
»Wir können die begonnene Arbeit nur fortsetzen und hoffen, auf diesem Wege auf Tony zu stoßen«, sagte der Ex-Dämon.
»Glaubst du… er hat noch eine Chance, Silver?« fragte die Schriftstellerin mit krächzender Stimme.
»Ganz sicher«, antwortete Mr. Silver, obwohl er davon nicht überzeugt war. Er zwang sich zu einem optimistischen Lachen. »Hör mal, Tony Ballard ist doch nicht unterzukriegen. Wie oft wurde das schon versucht. Nie hat es geklappt.«
»Das heißt nicht, daß es auch in Zukunft nie klappen wird, Silver, und das weißt du auch.«
»Mach dir keine Sorgen, Mädchen. Sollte sich Tony tatsächlich in einer Klemme befinden, hauen wir ihn raus. Wozu hat er Freunde?«
Sie vereinbarten, einander selbst die unwichtigste Neuigkeit mitzuteilen, dann schob der Ex-Dämon den Hörer in die Halterung und knurrte: »Verdammt!«
Zwei Minuten später blinkte und schnarrte der Apparat. Mr. Silver grabschte sich sofort den Hörer. Er nahm an, es wäre Vicky, und sie hätte eine Nachricht für sie, die sie aufatmen ließ, aber der Anrufer war Major Hathaway, der ihre Nummer von Vicky bekommen hatte. Der Lautsprecher war noch eingeschaltet, und so konnte Cruv wieder mithören.
Auch der Leiter von MI 5 machte sich Sorgen um Tony Ballard. Mr. Silver war der Ansicht, Vicky hätte es ihm lieber nicht sagen sollen, doch nun wußte es Charlton Hathaway, und daran ließ sich nichts mehr ändern.
»Tony ist nur vorübergehend verschollen«, sagte der Ex-Dämon, um die Sache abzuschwächen. »Ich bin sicher, daß er schon bald wieder aus der Versenkung steigen wird.«
»Das wäre zu wünschen«, sagte der Major und kam auf den eigentlichen Grund seines Anrufes zu sprechen.
Er erzählte von einem Polizeibeamten, der orientierungslos durch Belgravia geirrt war. Er schien den Verstand verloren zu haben, redete

wirres Zeug und war kurz darauf überhaupt nicht mehr ansprechbar. Mr. Silver war mit dem Major der Meinung, der Polizist könnte sich Russell Ayres Zorn zugezogen haben.

»Wie heißt der Mann?« wollte der Ex-Dämon wissen.

»Jordan Maggars.«

»Wo befindet er sich?«

»Auf dem Revier«, antwortete der Major. »Ich sagte, man solle ihn dabehalten und nicht nach Hause bringen. Das wäre ein zu großer Schock für seine Familie. Ich hoffe, daß er sich in den nächsten Stunden erholt.«

»Ich werde sehen, was ich für ihn tun kann«, versprach Mr. Silver und fragte nach der Adresse des Reviers.

Charlton Hathaway nannte sie.

»Weißt du, wo das ist?« fragte Mr. Silver den Gnom.

»Klar. Ich kenne mich in London aus wie in meiner Westentasche«, tönte der Knirps.

»Dann mal los. Du kennst unser neues Ziel. Drück auf die Tube. Wenn du weiter so dahinschleichst, steige ich aus und überhole dich zu Fuß.«

»Das will ich sehen«, sagte Cruv grinsend.

»Ein andermal«, brummte der Ex-Dämon. »Und nun mach endlich, Kleiner. Gib Gas!«

***

Sie hatten Jordan Maggars ins Bereitschaftszimmer gebracht und ihm gesagt, er solle sich auf das Feldbett legen, doch er wollte nicht. Selbst ihrer sanften Gewalt widersetzte er sich, und so saß er auf der Bettkante und starrte unverwandt die gegenüberliegende Wand an.

Der Polizeiarzt hatte ihn gründlich untersucht und erkannt, daß er ihm nicht helfen konnte. Maggars' Kollegen standen ebenso vor einem Rätsel wie der Doktor.

Major Hathaway kündigte an, daß in Kürze jemand kommen würde, der Jordan Maggars unter Umständen helfen könne. Er verlangte jede Unterstützung für Mr. Silver und Cruv.

Ein Beamter befand sich bei Maggars.

Rauchend lehnte er an der Wand und musterte den Kollegen, mit dem er seit Jahren befreundet war.

Er dachte an Juli, Maggars' Frau. Wenn sie ihren Mann so gesehen hätte, hätte sie einen Nervenzusammenbruch erlitten.

Der Beamte schüttelte den Kopf. »Wie kann man so plötzlich den Verstand verlieren, Jordan?«

Sein Kollege reagierte nicht.

Er drückte die Zigarette in den Wandaschenbecher und begab sich zu Maggars. »He, Jordan.« Er legte die Hände auf die Schultern des

Freundes. »Was ist los mit dir? Was ist passiert?«

Maggars schien ihn nicht zu hören.

»Junge, sieh mich an«, verlangte der Beamte.

Da Maggars dieser Aufforderung nicht nachkam, griff sein Kollege unter sein Kinn und drückte es hoch.

»Erkennst du mich nicht? Ich bin es: Bruce Kirby, dein Freund und Kollege.«

Maggars schaute ihn ohne Regung an.

»Nun komm schon, sag etwas. Irgendwas. Hörst du mich? Kannst du mich verstehen? Vielleicht ist nur deine Stimme weg. Du kannst nicken, wenn du hörst, was ich sage.«

Kirby wartete gespannt, aber Maggars nickte nicht.

»Wenn deine Frau dich so sieht, klappt sie zusammen«, sagte Bruce Kirby ernst. »Sie ist sehr zerbrechlich, und ihre Nerven sind nicht gerade die allerbesten. Du darfst ihr keinen solchen Schock versetzen, Jordan. Reiß dich zusammen. Laß dich nicht so gehen.«

Alles Zureden half nicht. Maggars' Gedanken schienen sehr weit weg zu sein. Schritte näherten sich der Tür, und dann traten ein Hüne und ein elegant gekleideter Gnom mit Melone und Ebenholzstock ein.

»So sitzt er schon da, seit sie ihn hergebracht haben«, sagte Bruce Kirby.

»Würden Sie uns mit ihm bitte allein lassen?« bat Mr. Silver.

Kirby warf dem Freund einen kurzen Blick zu. »Okay«, sagte er und nickte.

Gleich darauf waren Cruv und Mr. Silver mit dem Polizisten allein. Der Ex-Dämon trat vor Jordan Maggars. Ein silbernes Flirren bedeckte die Hände des Hünen. Er drückte die Handballen gegen Maggars' Schläfen und bekämpfte die Wirkung der schwarzmagischen Attacke mit seiner Magie.

Der Polizist zuckte wie unter einem Stromstoß zusammen. Seine Augen waren nicht länger blicklos. Er sah den Ex-Dämon erschrocken an. Mr. Silver nahm die Hände von Maggars' Schläfen. Er durfte nicht zuviel des Guten tun, sonst verwirrte sich der Geist des Mannes noch mehr.

Cruv stand schweigend daneben und beobachtete, was geschah. Mr. Silver sprach mit monotonen Worten. Er stellte sich auf die defekte Psyche des Polizisten ein und forderte ihn auf, über seine Empfindungen zu sprechen.

Es dauerte eine Weile, bis Maggars dazu imstande war. Der Ex-Dämon drängte ihn nicht, denn das wäre das Verkehrteste gewesen, was er tun konnte. Man mußte Maggars jetzt wie ein rohes Ei behandeln, sonst kippte sein Geist womöglich völlig hinüber und war nicht mehr zurückzuholen.

Obwohl ihnen die Zeit auf den Fingernägeln brannte, faßte sich der

Hüne in Geduld. Er zeigte Verständnis für Maggars' schlimme Situation, denn er wußte, daß er ihm nur so helfen konnte.

Jordan Maggars fuhr sich mit der Hand über die Augen. Er fing an, unzusammenhängende Wörter zu sprechen. Erst unverständlich, nur gebrabbelt, aber nach und nach deutlicher.

»Er ist auf dem richtigen Weg, sich zu erholen«, sagte Mr. Silver leise zu Cruv.

Der Gnom nickte. »Kommt mir auch so vor.«

Abermals forderte der Ex-Dämon den Beamten auf, ihm zu sagen, was er im Moment empfand.

»Angst…«, flüsterte Maggars, und mit furchtsamem Blick schaute er sich in dem nüchternen Baum um.

»Hier brauchen Sie keine Angst zu haben«, sagte Mr. Silver. »Hier sind Sie in Sicherheit.«

»Schmerzen…«, stöhnte Jordan Maggars.

»Wo?« wollte der Ex-Dämon wissen.

»Hier…« Der Polizist wies auf seinen Kopf.

»Das wird bald vorbei sein«, sagte Mr. Silver. Er führte den Mann behutsam an jenes Ereignis heran, das ihn beinahe um den Verstand gebracht hatte. Da war eine Sperre in Maggars. Er hatte große Angst, sie zu öffnen. Um keinen Preis wollte er sich an das schreckliche Ereignis erinnern, aber Mr. Silver holte es nach und nach aus ihm heraus. Zunächst nur bruchstückhaft, aber diese Puzzleteilchen fügte der Ex-Dämon geschickt zu einem Bild zusammen, das immer klarer erkennbar wurde.

Manches erwähnte Jordan Maggars, ohne es zu wollen, ohne daß es ihm bewußt wurde, und alles, was er aussprach, half ihm, das Schreckliche zu bewältigen.

Bald wußten Cruv und Mr. Silver in allen Einzelheiten, was vorgefallen war, und mit Maggars ging es aufwärts. Zwar noch schleppend, aber doch. Die Gefahr, daß er in geistiger Umnachtung weiterleben mußte, war gebannt.

Mr. Silver holte Bruce Kirby herein. Er erklärte ihm, daß Maggars zwar über den Berg wäre - wenn er auch noch nicht so aussehe -, daß der Mann sich aber in den nächsten 48 Stunden noch sehr schonen müsse.

»Soll ich ihn nach Hause bringen?« fragte Kirby.

»Ja, und es wäre gut für ihn, wenn er so viel wie möglich von diesen 48 Stunden schlafen würde.«

»Dafür wird sein Hausarzt sorgen«, sagte Bruce Kirby. Bewegt betrachtete er den Freund. »Ich bin froh, daß Sie ihm helfen konnten, Mr. Silver.«

Der Ex-Dämon wäre froher gewesen, wenn er die Möglichkeit gehabt hätte, jenen Mann unschädlich zu machen, der Maggars das angetan

hatte.

Sie wußten nun, was Russell Ayres getan hatte, ihnen war aber immer noch nicht bekannt, wo Ayres zu finden war.

Als sie aus dem Revier traten, schnippte Cruv plötzlich mit dem Finger.

Der Ex-Dämon musterte den Kleinen. »Hattest du gerade einen Geistesblitz?«

»Wir befinden uns in Belgravia. Aus den Unterlagen geht hervor, daß hier Terri Culp, die ehemalige Freundin des Archäologen, einen Kosmetiksalon besitzt.«

Mr. Silver strahlte. »Knirps, du bist der Größte!«

Cruv grinste. »Das weiß ich schon lange.«

»Nun werde mal nicht unbescheiden.« Mr. Silver kratzte sich hinter dem Ohr. »Russell Ayres wird in Belgravia von einem Polizisten angehalten, weil er beim Abbiegen zu blinken vergaß. Das macht ihn so wütend, daß er Maggars mit Hilfe der Höllenmagie attackiert. Er ist auf dem Weg zu Terri Culp. Nach dem kleinen Zwischenfall fährt er weiter und begibt sich in den Kosmetiksalon. Kannst du mir verraten, was er dort will?«

»Seit dem Unfall weiß der MI 5, daß er wieder im Lande ist«, sagte Cruv. »Vielleicht will er für eine Weile zu Terri Culp ziehen und sehen, was passiert.«

»Winzling, du bist so clever, daß es kaum auszuhalten ist. Hast du dir vielleicht auch Terri Culps Privatadresse gemerkt?«

»Leider nein.«

»Macht nichts. Das tut deiner Größe keinen Abbruch. Den Weg zum Kosmetiksalon können wir uns sparen, da ist keiner mehr. Aber mein kleiner Finger sagt mir, daß wir in Terri Culps Haus auf unseren Freund Ayres stoßen werden. Weißt du, wo wir ihre Adresse herkriegen? Von Charlton Hathaway.«

Und so war es auch.

Der Hüne und der Gnom stiegen in den silbermetallicfarbenen Rolls, und Mr. Silver rief sofort den Leiter von MI 5 an. Dann hatte er die gewünschte Adresse, und Cruv fuhr sofort hin.

***

Ein Wagen hielt vor dem Haus.

Terri Culps Herz übersprang einen Schlag. Sie hatte so lange um Hilfe gerufen, bis ihr die Stimme versagte, doch niemand war ins Haus gekommen. Und nun kehrte Russell Ayres zurück!

Du bist verloren! dachte sie. Er wird dich mißbrauchen, wird dir schreckliche Dinge antun, und über jede Träne, die du vergießt, wird er lachen, dieser herzlose Satan.

Sie spürte ein heftiges Brennen im Hals und wäre lieber tot gewesen,

als das über sich ergehen zu lassen, was Russell vorhatte.

Warum war sie mit dem Messer nicht sofort auf ihn losgegangen? Vielleicht wäre es ihr gelungen, ihn zu überrumpeln. Aber sie hatte gezögert und damit alles verdorben.

Und nun würde sie büßen…

Dafür, daß sie sich nicht auf Russell gestürzt und ihn zu töten versucht hatte. Dafür, daß sie überhaupt eine Freundschaft mit ihm einging…

Sie glaubte zu hören, wie sich die Haustür öffnete, und schloß mit ihrem Leben ab. Apathisch würde sie alles erdulden, und wenn es vorbei war, würde sie sich das Leben nehmen.

***

Cruv trat in die Küche. Er hielt seinen Stock mit beiden Händen, wobei seine Rechte auf dem Silberknauf lag. Wenn er diesen drehte, schnellten an der Unterseite des Stocks drei magisch geladene Spitzen heraus, und der Stock wurde zu einem Dreizack, vor dem sich Schwarzblütler in acht nehmen mußten.

Der Gnom blieb stehen und blickte über die Schulter zurück.

Mr. Silver stand in der Halle und konzentrierte sich. Cruv nahm an, daß der Ex-Dämon seine Geistfühler ausstreckte und Ayres zu orten versuchte.

Manchmal klappte das, aber nicht immer. Es kam darauf an, wie gut sich der Gegner abzuschirmen wußte.

Cruv winkte den Hünen zu sich und wies auf die sieben Messer, die im Küchenschrank steckten. Mit ein bißchen Phantasie konnte man erkennen, daß die Messer die Konturen eines. Menschen nachzeichneten.

Es konnte sich nur um Terri Culps Konturen handeln.

Der Ex-Dämon konnte sich nicht vorstellen, was sich hier abgespielt hatte. Die Kosmetikerin hatte bestimmt Todesängste ausgestanden, an denen Russell Ayres sein Vergnügen hatte.

Cruv und Mr. Silver suchten Terri Culp im Erdgeschoß.

Als sie wenig später die Stufen hinaufstiegen, hörten sie die Frau schluchzen. Hastig legten sie die restlichen Stufen zurück.

»Bleib hinter mir«, raunte Mr. Silver dem Gnom zu. »Wenn Ayres bei ihr ist, muß ich ihn unschädlich machen, bevor er der Frau etwas antun kann.«

Silberpartikelchen schienen auf Mr. Silvers Haut zu tanzen. Ein Zeichen dafür, daß er sehr erregt war. Er aktivierte seine Magie, und dann rannte er mit der Schulter die Schlafzimmertür auf. Sie schwang zur Seite und knallte gegen die Wand.

Terri Culp lag gefesselt auf dem Bett und stieß einen schrillen Schrei aus. Sie dachte, der Mann, der zur Tür hereinstürzte, wäre Russell

Ayres.

Mr. Silver schaute sich mißtrauisch um. Sein stechender Blick suchte Ayres, doch niemand befand sich bei der rothaarigen Frau.

»Wo ist Ayres?« fragte der Ex-Dämon grimmig. »Ist er im Haus?«

Terri schüttelte den Kopf. »Nein. Er… ging weg… Ich weiß nicht, wohin… Ich dachte, er wäre wiedergekommen.«

Mr. Silver wies auf die Fesseln und forderte Cruv auf, Terri davon zu befreien. Der Gnom holte ein Messer aus der Tasche, klappte die Klinge auf und schnitt die Gardinenschnur durch. Terri konnte ihr Glück nicht begreifen. Sie setzte sich zitternd auf und massierte die schmerzenden Gelenke. Das Zittern wurde immer stärker, und schließlich gingen der Frau die Nerven durch. Sie weinte haltlos und herzzerreißend.

Cruv streichelte sie sanft mit seiner kleinen Hand.

»Laß sie weinen«, sagte Mr. Silver.

»Meine Güte, bist du gefühlsroh«, entrüstete sich der Gnom. »Tut sie dir nicht leid?«

»Das Weinen tut ihr gut. Tränen reinigen die Seele. Sie wird sich hinterher besser fühlen.«

Terri Culp brauchte sehr lange, bis sie sich beruhigt hatte. In dieser Zeit stand Mr. Silver reglos am Fenster und blickte auf die Straße hinunter. Russell Ayres würde wiederkommen, das hatte Terri Culp gesagt.

Nun, Ayres würde in diesem Haus eine üble Überraschung vorfinden, dafür wollte der Ex-Dämon sorgen.

Als Terri nicht mehr weinte und nur noch ab und zu trocken schluchzte, wandte sich Mr. Silver vom Fenster ab. Jetzt erst fiel der Kosmetikerin ein, daß sie keine Ahnung hatte, wer ihre Lebensretter waren und wieso sie in ihr Haus gekommen waren. Der Ex-Dämon sagte es ihr, aber er verriet nicht gleich alles. Zum Beispiel erwähnte er nicht, daß er ein abtrünniger Dämon war. Terri Culp erfuhr von ihm zunächst nur das Wichtigste, und er servierte es ihr so, daß sie es ihm glauben konnte.

Dann ließ er sie reden, und es war ihr ein Herzensbedürfnis, Russell Ayres anzuklagen. Mit immer schriller werdender Stimme erzählte sie, was ihr dieser Teufel in Menschengestalt angetan hatte, und was er ihr noch antun wollte.

Der Ex-Dämon zog grimmig die Augenbrauen zusammen und nickte. »Das sieht ihm ähnlich. Ich bin sicher, er wollte, daß Sie von ihm ein Kind bekommen.«

»Ein Kind des Teufels«, preßte Terri Culp erschüttert hervor.

»Er hätte eine Schwangerschaftsunterbrechung zu verhindern gewußt und sein Kind, dieses Kind des Bösen, hätte bereits vor der Geburt von Ihnen Besitz ergriffen. Sie wären so wie Russell Ayres geworden.«

»Das… das wäre schrecklich gewesen«, stotterte die Kosmetikerin.
»Schrecklich, aber unabwendbar«, sagte der Ex-Dämon.
Terri schaute Mr. Silver und Cruv bewegt an. »Ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihre Hilfe danken soll.«
»Oh, wir werden noch viel mehr für Sie tun«, sagte Mr. Silver. »Wir werden Sie von diesem Alpdruck, der sich Russell Ayres nennt, befreien.«
»Haben Sie vor, ihn zu töten?«
»Der Mann ist bereits verloren, seit er diesen Alabasterteufel an sich nahm. Seither ist er ein Streiter der Hölle, und mit denen machen wir wenig Federlesens«, sagte Mr. Silver hart.
»Das hört sich an, als hätte Russell keine Chance gegen Sie«, sagte Terri Culp. »Ich habe erlebt, gesehen und gespürt, wozu dieser Mann fähig ist, Mr. Silver. Deshalb muß ich Sie warnen. Russell ist viel gefährlicher, als Sie vermutlich annehmen.«
»Machen Sie sich meinetwegen keine Gedanken«, erwiderte der Ex-Dämon. »Ich weiß mich meiner Haut verdammt gut zu wehren. Diese Erfahrung wird Russell Ayres hoffentlich schon sehr bald machen.«

***

Ayres war da!
Lautlos hatte er das Haus betreten, nachdem er den silbergrauen Rolls Royce davor hatte stehen sehen. Der Wagen sagte ihm, daß Terri Culp Besuch hatte. Russell Ayres wollte wissen, wer das war. Anschließend würde er entscheiden, was zu tun war.
Terri war nicht mehr gefesselt und geknebelt, sondern frei!
Das machte ihn wütend, er wollte ihren Befreier mit grausamer Härte bestrafen.
Er stand in der Halle und lauschte. Die Schlafzimmertür war offen, und Ayres konnte gut verstehen, was im Obergeschoß gesprochen wurde. So erfuhr er viel Wissenswertes. Er hörte, daß sich zwei Männer bei Terri befanden. Der eine hieß Cruv, der andere Mr. Silver. Und er erfuhr, aus welchem Grund sie hierher gekommen waren.
Die Wut ließ sein Gesicht heftig zucken.
Er griff nach dem Alabasterteufel und wollte die Männer sogleich mit der Höllenkraft attackieren, aber dann hörte er, wie zuversichtlich und von sich eingenommen dieser Mr. Silver war, und das machte ihn stutzig. Was war dran an diesem übersteigerten Selbstwertgefühl? Befand sich dort oben zum ersten Mal ein Gegner, der ihm gewachsen, ja vielleicht sogar überlegen war?
Zornig stellte Russell Ayres fest, daß er einen Moment lang unsicher war. Wieso zweifelte er plötzlich an der Kraft des Alabasterteufels?
Dieser Mr. Silver unterschätzte ihn. Deshalb spuckte er so große Töne.

Der Archäologe fletschte die Zähne.

Ein Privatdetektiv namens Tony Ballard suchte ihn. Der MI 5 machte Jagd auf ihn. Mr. Silver und dieser Cruv beteiligten sich ebenfalls an der Jagd und hatten Terri Culp befreit.

»Na wartet!« sagte Ayres tonlos. »Euch werd' ich's zeigen! Euch allen!«

Er kehrte um, schlich zur Haustür und öffnete sie vorsichtig. Lautlos schlüpfte er hinaus und schloß die Tür behutsam.

Ein kalter Wind war aufgekommen und hatte den Nachthimmel klargefegt. Wie Diamanten auf mitternachtsblauem Samt funkelten die Sterne.

Der Archäologe stieg in seinen Leihwagen und löste die Handbremse. Da die Straße ein leichtes Gefälle hatte, konnte er das Fahrzeug zurückrollen lassen, ohne den Motor zu starten. Er schaltete lediglich die Lenkradsperre aus. Als er weit genug von Terri Culps Haus entfernt war, drehte er den Startschlüssel, und der Motor sprang an.

»Ihr werdet etwas erleben, das euch die Haare zu Berge stehen läßt!« schrie Ayres wütend gegen die Windschutzscheibe. »Fangen wollt ihr mich, he? Unschädlich machen! Den Alabasterteufel vernichten, mich töten! Daß ich nicht lache! Ich werde euch das nackte Grauen lehren! Die Hölle soll sich auftun und euch die widerlichsten Ausgeburten entgegenspeien! Ihr werdet noch erkennen, daß ihr mir nicht gewachsen seid! Ich werde euch zeigen, was es heißt, sich mit mir anzulegen! Ich bin nicht allein! Und die Unterstützung, die ich mir nun holen werde, wird euch an eurem Verstand zweifeln lassen!«

Hinter blattlosen Bäumen stand ein heller Vollmond.

Ayres fuhr nicht weit, nur bis zu jener alten Kathedralenruine, deren düsterer Schatten auf einen unheimlichen Friedhof fiel.

Zwischen den Gräbern ragten verkrüppelte Bäume auf, und Nebelschlieren krochen über die Hügel.

Niemand fand sich, der die alte Steinkirche, deren Dach vor langer Zeit eingestürzt war, abgetragen hätte.

Man hatte in der Nähe ein neues Gotteshaus gebaut und dieses dem Verfall preisgegeben.

Unheimliche Schatten hingen in dem Gemäuer.

Neben einem der beiden vom Zahn der Zeit angenagten Türme schwirrten schwarze Fledermäuse durch die Luft. Auch mit ihnen hätte sich Ayres verbünden können, doch er hatte sich bereits anders entschieden.

Er fuhr so nahe wie möglich an den Gottesacker heran und stieg dann aus. Der kalte Atem der Nacht wehte ihm entgegen. Er tastete nach dem Alabasterteufel und wußte, daß er keine Angst zu haben brauchte.

Ihm war bekannt, daß auf diesem Friedhof Dämonen hausten.

Besser gesagt: Sie wohnten darunter und gehörten zur widerlichsten Gattung der Schwarzblütler. Aber gerade deshalb eigneten sie sich besonders für Ayres' Pläne.

Der Alabasterteufel hatte ihn wissen lassen, daß er mit der Hilfe dieser grausigen Dämonen rechnen konnte, und er war mit der Absicht hierher gekommen, sie zu rufen, die grauen- und ekelerregenden Ghouls.

Sie lebten zumeist unter der Erde, konnten menschliche Gestalt annehmen, doch in den meisten Fällen war diese Tarnung nicht perfekt, denn der üble Leichengeruch, der ihnen anhaftete, verriet sie.

Ghouls!

Leichenfresser!

Sie waren der Abschaum der Hölle, und Russell Ayres wollte sie seinen Jägern entgegenwerfen.

An dürren Rosensträuchern vorbei schritt der Archäologe durch den finsteren Ruinenschatten. Wie eine fahle Sonne stand der Mond genau dahinter und sandte trübe Strahlen durch die glaslosen Fenster.

Kies knirschte unter Ayres' Schuhen.

Grinsend richtete der Mann den Blick auf den Boden. Vielleicht befand sich gerade jetzt unter ihm einer dieser Gänge, in denen die Leichenfresser hausten. Mit Sicherheit gab es ein weitverzweigtes Ganglabyrinth unter dem Gottesacker, in dem die hungrigen Dämonen darauf warteten, daß wieder ein Mensch beerdigt wurde, den sie sich holen konnten.

Manche von ihnen hatten die scharfen Krallen eines Maulwurfs. Andere wiederum wühlten sich mit harten, bleichen Fingern durch das Erdreich. Sie schufen immer neue Gänge, waren ständig auf der Suche nach Nahrung.

Unersättlich waren sie und so abstoßend, daß sogar Satan sich nicht mit ihnen abgab.

Ayres schritt entschlossen auf die Friedhofsmitte zu. Der Mond spendete der Kathedralenruine einen gelben Strahlenkranz, aber dort, wo einst in ergebener Andacht heilige Messen abgehalten worden waren, wurde heute nicht mehr gebetet.

Es war bestimmt nur eine Frage der Zeit, bis die Schwarzblütler von der Ruine Besitz ergreifen würden.

In der Friedhofsmitte blieb Russell Ayres stehen. Er griff nach seinem Höllenamulett und schloß die Augen, um sich besser konzentrieren zu können.

»Brüder!« flüsterte er, doch er konnte sicher sein, daß dieses Flüstern überall gehört wurde. Sowohl auf als auch unter dem Friedhof. »Brüder im Bösen! Hört mich an! Ich brauche eure Hilfe! Ich bin einer von euch und man jagt mich wie einen tollwütigen Hund! Das dürft ihr nicht zulassen! Ich möchte, daß ihr mir beisteht! Laßt uns

gemeinsam den Feinden der schwarzen Macht entgegentreten! Sie sollen unsere Stärke spüren! Tod und Verderben werden wir über sie bringen! Kommt, Brüder! Kommt aus den Gräbern und schließt mit mir den schwarzen Pakt, der unseren Gegnern zum Verhängnis werden soll!«

Stille.

In der Ruine pfiff und orgelte unheimlich der Wind.

Ayres öffnete die Augen und schaute sich um.

Nichts passierte.

Es hatte den Anschein, als gäbe es hier keine Ghouls mehr, aber Ayres spürte ganz deutlich ihre Nähe.

Er rief sie abermals, und als sie sich danach immer noch nicht bequemten, zum Vorschein zu kommen, wurde er ärgerlich.

»Seid ihr zu faul, um aus euren verdammten Löchern zu kriechen?« schrie er zornig. »Ihr wißt, daß euch euer schwarzes Blut dazu verpflichtet, mir zu helfen. Wollt ihr von Asmodis für eure Trägheit bestraft werden? Ihr wißt, was euch droht, wenn er erfährt, daß ihr dem Ruf eines Höllenstreiters nicht gefolgt seid!«

Immer noch herrschte Stille auf dem nächtlichen Gottesacker, aber darunter tat sich etwas.

Die Ghouls bequemten sich endlich, sich zu erheben, und jeder suchte sich seinen eigenen Weg an die Oberfläche. Ein gespenstisches Schaben und Kratzen geisterte über den Friedhof.

Ayres beobachtete, wie sich ein Grabkreuz langsam senkte, sich dabei mehr und mehr zur Seite neigte und schließlich dumpf polternd umfiel. Dann sah er, wie sich das Erdreich eines noch sehr frischen Grabhügels bewegte, nach unten rieselte und langsam zu einem schwarzen Loch wurde.

Und schließlich kam der erste Ghoul zum Vorschein.

Zuerst ragte nur eine sandfarbene Hand aus dem Boden, doch gleich darauf tauchte ein grauenerregender kahler Schädel auf. Der Leichenfresser öffnete sein Maul und zeigte widerliche Zähne.

Nebel dampfte zwischen diesen Zähnen hervor, und Russell Ayres vernahm ein unwilliges Knurren. Ghouls sind Außenseiter. Keinem Schwarzblütler würde es in den Sinn kommen, sich für sie einzusetzen, es sei denn, er verfolgt damit eigene Interessen. Deshalb sehen sie nicht ein, warum sie anderen beistehen sollen, wenn diese Hilfe brauchen. Aber es stimmte, was Russell Ayres gesagt hatte: Wenn sie einem Höllenstreiter ihre Unterstützung versagten, hatten sie sich vor Asmodis zu verantworten, und dessen Daumen wies in einem solchen Fall stets nach unten, was soviel bedeutete wie: Tod dem Ghoul!

Sie krochen aus den Erdlöchern. Grausige Wesen mit zum Teil schleimiger Haut. Gedrungene Horrorgestalten, die allein durch ihr

Aussehen unter den Menschen Angst und Schrecken verbreiten konnten.

Diese scheußlichen Kreaturen wollte Russell Ayres seinen Jägern entgegenwerfen.

Alle, die sich an dieser Jagd beteiligten, sollten ihren Entschluß schon bald bereuen. Sie würden erkennen, daß es ein unverzeihlicher Fehler war, sich mit ihm anzulegen, aber sie konnten daraus keine Lehre mehr ziehen, denn dazu würde die. Zeit nicht mehr reichen.

Mit einem triumphierenden Glitzern in den Augen schaute sich Russell Ayres um. Er kam sich wie ein Feldherr vor, und er würde seine Feinde mit einer tödlichen Strategie vernichten.

Schweigend umringten ihn die Leichenfresser. Er brauchte ihnen nur noch einen Befehl zu geben, und sie würden gehorchen. Ayres sagte sich, er hätte sich der Ghouls schon viel früher bedienen sollen, und er baute diese Dämonen sofort in seine Zukunftspläne ein.

Doch nun wollte er sich erst einmal die lästigen Verfolger vom Hals schaffen.

Und dann sollte Terri Culp ein Kind gebären.

Ein Teufelskind!

***

Ich fühlte mich mies.

Das Gift, das mich betäubt hatte, kreiste in abgeschwächter Form immer noch in meiner Blutbahn. Ich hatte den Eindruck, alle meine Organe würden dadurch in Mitleidenschaft gezogen.

Feuchtigkeit war in meine Kleidung gekrochen und hatte sie klamm gemacht. Meine Muskeln waren irgendwie unterkühlt, und als ich mich zum erstenmal bewußt bewegte, stellte ich fest, daß meine Arme und Beine zusammengebunden waren.

Mein dumpfer Schädel wollte sich nicht zum Nachdenken verleiten lassen, deshalb fiel es mir schwer, mich zu erinnern.

Im Moment wußte ich nur, daß ich einen Mann zur Strecke bringen wollte, der Russell Ayres hieß. Der Rest fiel mir nicht ein.

Über mir brannte eine Wandlampe, die wohl eher die Bezeichnung Funzel verdiente. Sie vermochte den fensterlosen Raum, in dem ich mich befand, kaum zu erhellen.

Allmählich kam die Erinnerung aber doch zurück, und zwar in Bildern, die immer nur ganz kurz zu sehen waren.

Wenn es mir gelang, diese Bilder an ihren Platz zu rücken, bevor sie wieder weg waren, blieben sie, und ganz langsam sah ich klarer.

Fetzen des Gesprächs mit Louis Milestone fielen mir ein, und dann wußte ich plötzlich auch wieder, daß ich nicht allein unterwegs gewesen war.

Boram hatte mich begleitet.

Jemand hatte mich mit einem Giftbolzen betäubt und hierher gebracht, wo immer das sein mochte. Wußte Boram davon? Wenn ja, würde er mich hier rausholen, darauf konnte ich mich verlassen.

Ehe Boram mich im Stich ließ, flossen alle Flüsse dieser Erde den Berg hinauf.

Ich setzte mich ächzend auf.

Wem war ich in die Hände gefallen? Hatte mich Russell Ayres erwischt?

Ich bekam eine ganz und gar ungewöhnliche Antwort auf meine unausgesprochene Frage. Ein lautes, unangenehmes Krächzen war es. Dieses Geräusch war eine Beleidigung für mein Ohr, dennoch war ich froh, es vernommen zu haben, denn es gab mir über vieles Aufschluß, und mir fiel ein eigenartiger Name dazu ein.

BASTARD!

Schlagartig wußte ich, wo ich mich befand und wer mich betäubt hatte: Der Parapsychologe Richard Shuck hatte mich gekidnappt und in seine Kellerwohnung gebracht. Das alles verriet mir der Rabe mit einem einzigen Krächzer.

Shuck, der Mann ohne Leben. Die Verkörperung der Langeweile. Er hatte das Temperament eines Toten, war aber verdammt lebendig, wie er auf einmal bewies.

Er hatte mir seine Hilfe angeboten, dieser Pharisäer, dabei hatte ihm nie der Sinn danach gestanden. Er wollte nicht, daß ich Russell Ayres unschädlich machte. Vielleicht steckte er mit dem Archäologen unter einer Decke. Es war durchaus denkbar, daß er Ayres vor Feinden abschirmte, was dieser ihm unter Umständen mit schwarzmagischer Hilfe dankte.

Verflucht, während ich hier herumlag, führte Ayres vielleicht schon seine nächste Greueltat aus, und ich konnte ihn nicht daran hindern.

Wütend versuchte ich meine Fesseln zu sprengen, doch das schaffte ich nicht. Ich schaute zu der Funzel hinauf.

Wenn es mir gelang, sie kaputtzuschlagen, konnte ich einen Glassplitter in die Hand bekommen, mit dem sich der Strick durchschneiden ließ.

Bastard machte sich wieder bemerkbar.

Und dann vernahm ich Schritte. Richard Shuck kam!

Er schien die Wirkung des Betäubungsmittels gut zu kennen und rechnete wahrscheinlich damit, daß ich mein Bewußtsein mittlerweile wiedererlangt hatte.

Die schäbige Tür meines engen Kerkers öffnete sich, und Shuck erschien.

Shuck, der großartigste Schauspieler, dem ich je begegnet war.

Der gelangweilte Ausdruck war aus seinem Blick verschwunden. Er sprühte förmlich vor Lebendigkeit und lachte mich aus. Dazu hatte er

allen Grund. Ich befand mich in seiner Gewalt.

Zwei schwarze Katzen umschmeichelten seine Beine und starrten mich böse an. Ich mag Katzen, aber gegen diese hatte ich etwas.

»Gratuliere, Shuck!« sagte ich bissig. »Sie haben mich hervorragend getäuscht. Der lahmarschige Parapsychologe, der sich anscheinend für nichts begeistern kann, war eine Glanzleistung. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, Sie könnten Ayres' Komplize sein.«

Anscheinend hatte ich soeben den Witz des Jahres gerissen, denn Richard Shuck schüttelte sich aus vor Lachen. Er mußte sich sogar den Bauch halten und hatte echte Tränen in den Augen.

»Sie sind köstlich, Mr. Ballard«, sagte er und mußte immer wieder zu lachen anfangen.

»Was amüsiert Sie so sehr?«

»Ich und Russell Ayres' Komplize. Etwas Erheiternderes habe ich noch nicht gehört.«

»Stimmt es etwa nicht?«

Shucks Gesicht wurde schlagartig ernst, und er starrte mich mit seinen dunklen Knopfaugen feindselig an.

»Ich hasse niemanden so sehr wie diesen Mann!« zischte er.

»Dann verstehe ich nicht, wieso Sie sich für ihn einsetzen!«

Der Parapsychologe grinste. »Verstehen Sie es wirklich nicht? Sind Sie so dumm, Mr. Ballard? Ich setze mich nicht für Ayres ein. Was ich tue, tu' ich für mich!«

Langsam verstand ich. Richard Shuck war scharf auf den Alabasterteufel! Ja, nur so konnte der Hase im Pfeffer liegen. Der Parapsychologe gierte nach der Höllenmacht, die Russell Ayres zur Verfügung stand.

Er wollte nicht, daß die wertvolle Figur zu Schaden kam.

Als ich meine Überlegung aussprach, bestätigte mir Richard Shuck jedes Wort. »Bravo, Ballard! Endlich haben Sie's erfaßt. Jetzt haben Sie den Durchblick. Es war ein Fehler, Ayres zu überreden, an den Ausgrabungen teilzunehmen. Ich dachte, ich könnte ihn nach dem Teufel suchen lassen und ihm die Figur später abnehmen, doch ich unterschätzte die Kraft, die Ayres auf Anhieb zur Verfügung stand. Das hätte mich fast das Leben gekostet. In meiner Wut zeigte ich ihn an. Ich wollte, daß man ihn einsperrt und ihm den Teufel wegnimmt. Später wollte ich irgendwie an die Figur herankommen. Aber mein Plan klappte nicht. Ayres verschwand in der Versenkung, und ich befürchtete schon, die Höllenfigur vergessen zu können, doch nun ist sie wieder aufgetaucht. Ich muß sie besitzen!«

»Sie setzen mich außer Gefecht, damit ich Ihnen nichts verderben kann«, sagte ich.

»Sehr richtig. Als Sie von hier wegfuhren, folgte ich Ihnen.«

»Warum haben Sie mich nur betäubt? Warum haben Sie mich nicht

gleich getötet? Wenn ich freikommen sollte, werde ich alles daran setzen, Sie einsperren zu lassen.«

Shuck grinste. »Sehen Sie, und aus diesem Grund werde ich Sie nicht freilassen.«

»Nie mehr? Sie können mich nicht ewig hier gefangenhalten.«

»Nicht ewig«, sagte der Parapsychologe kalt. »Nur bis zu Ihrem Tod, der Sie schon bald ereilen wird.«

»Und warum diese Umstände?«

»Sie sind meine erste Testperson, Mr. Ballard. An Ihnen werde ich zum erstenmal die Höllenkraft des Alabasterteufels ausprobieren.«

»Sie spinnen. Sie sind total verrückt, Shuck! Sie wissen, wozu Russell Ayres mit seinem verdammten Talisman fähig ist! Denken Sie, er läßt sich von Ihnen die Figur einfach wegnehmen?«

»Er wird es nicht verhindern können«, sagte Richard Shuck großspurig. »Ich habe Ihnen etwas verschwiegen. Wollten Sie nicht wissen, ob es eine Möglichkeit gibt, Ayres auszutricksen? Nun, es gibt eine, und ich sehe keinen Grund mehr, sie Ihnen noch länger zu verschweigen. Ich werde Russell Ayres auf eine ganz simple Weise ausschalten.«

»So, wie Sie's mit mir gemacht haben?« fragte ich.

»Ganz recht. Ich werde Ayres mit Gift außer Gefecht setzen.«

»Ihn durchpulst eine ungeheure Kraft.«

»Ich werde die Dosis erhöhen. Wahrscheinlich wird ihn das Gift nicht so umhauen wie Sie, aber er wird immerhin über eine kurze Zeitspanne so schwer benommen sein, daß ich gefahrlos an ihn herankomme. Wenn ich das geschafft habe, gehört der Alabasterteufel mir. Dann werde ich zum reichsten und mächtigsten Mann in diesem Land aufsteigen. Es wird vorbei sein mit diesem armseligen Dasein, und alle, die bisher auf mich herabgesehen haben, werden meine Kraft zu spüren bekommen. Sie werden vor mir kriechen müssen. Ich werde mir nehmen, was ich haben will, und wer mich daran zu hindern versucht, nimmt ein qualvolles Ende.«

Ich sah den Wahnsinn in Shucks Augen glänzen. Herrschen, beherrschen, reich sein, Macht ausüben… Das war nichts Neues für mich. Davon war Mortimer Kulis Geist in noch viel gefährlicherem Maße verseucht.

»Ayres ist wieder da! Ich werde meine Chance nützen, und niemand darf sie mir verderben!« knurrte Richard Shuck.

Bastard krächzte, als wäre er damit sehr einverstanden.

»Wenn ich wiederkomme, bin ich im Besitz der Höllenfigur, Ballard!« sagte der Parapsychologe.

»Wissen Sie denn, wo Sie Ayres finden?« fragte ich.

»Ich glaube, ich liege nicht falsch, wenn ich annehme, daß er früher oder später bei seiner ehemaligen Freundin Terri Culp auftauchen

wird. Also werde ich mich dort auf die Lauer legen.«

»Er wird Sie töten, Shuck!«

Der Parapsychologe grinste. »Machen Sie sich Sorgen um mich, Mr. Ballard? Das ist nicht nötig. Ich bin sicher, wir sehen uns bald wieder. Aber auf dieses Wiedersehen würde ich mich an Ihrer Stelle nicht freuen.«

Er ging, schloß die Tür, und ich war wieder allein. Schreckliche Visionen quälten mich. Shucks Vorhaben konnte gelingen. Russell Ayres' Körper hatte im letzten halben Jahr einen Umwandlungsprozeß durchgemacht, das nahm ich mit Sicherheit an. Der Mann war auch ohne den Höllentalisman gefährlich, und wenn ihm Shuck die Figur weggenommen hatte, würde er in ihm keinen Feind mehr sehen, sondern einen Verbündeten.

Dann wurden die Menschen in dieser Stadt von zwei Höllendienern bedroht. Meine Kopfhaut zog sich bei diesem furchtbaren Gedanken schmerzhaft zusammen.

Ich muß es verhindern! schrie es in mir. Ich muß hier raus! Ich muß…!

***

Die Falle stand.

Mr. Silver und Cruv warteten in Terri Culps Haus auf Russell Ayres' Eintreffen. Die rothaarige Kosmetikerin war ungemein nervös.

Sie befürchtete, die Sache könnte schiefgehen und nagte sich die Unterlippe blutig. Der Hüne und der Gnom befanden sich mit ihr im Wohnzimmer. Die Zeit vertickte langsam, schleppte sich träge dahin.

Cruv saß in einem großen Sessel. Er verschwand darin beinahe. Die schwarze Melone hatte er abgelegt, sein Stock lehnte in Reichweite an der Wand.

Mr. Silver strahlte sehr viel Ruhe aus, die jedoch nicht auf die rothaarige Frau überzugehen vermochte.

Terri Culp lief andauernd hin und her. »Er wird das Haus nicht betreten«, sagte sie. »Er wird Ihren Wagen sehen und umkehren.«

»Da ist was dran«, sagte Mr. Silver. »Cruv, würdest du bitte den Rolls anderswo parken?«

Der Gnom stand auf. Er verließ das Haus nicht ohne seinen Stock, begab sich zum Rolls Royce, und als er das Fahrzeug aufschließen wollte - wuchs hinter ihm plötzlich ein Ghoul aus der Dunkelheit!

Der Kleine reagierte augenblicklich.

Er wirbelte herum. Der Ghoul schlug mit seinen gekrümmten Klauen zu. Cruv wich aus und rammte dem nach Verwesung riechenden Gegner den Silberknauf seines Stocks in den Bauch.

Das schleimige Wesen knurrte.

Cruv packte seinen Stock wie einen Baseballschläger und drosch zu.

Der Silberknauf - groß wie eine Faust - traf die widerliche Fratze des Schwarzblütlers. Es knirschte, und der Dämon ging zu Boden.

Jetzt drehte Cruv den Silberknauf, und aus dem Stock wurde eine tödliche Waffe.

Mit dem Dreizack attackierte der Gnom den grauenerregenden Gegner. Er stach zu.

Der Ghoul rollte herum, aber er vermochte dem tödlichen Stoß nicht zu entgehen. Cruv wollte dem Leichenfresser die drei magisch geladenen Spitzen in die Brust rammen.

Das ging jetzt nicht mehr, weil der Schwarzblütler sich umgedreht hatte. Deshalb korrigierte Cruv die Stoßrichtung geringfügig und bohrte dem Scheusal seinen Dreizack in den Rücken.

Der Körper des Ghouls zuckte kurz, erschlaffte dann und begann sich aufzulösen.

Cruv wartete nicht darauf, bis der Schwarzblütler vergangen war. Er zog den Dreizack heraus.

Da landete ein schmerzhafter Treffer in seinem Kreuz. Er verzerrte sein häßliches Gesicht und stöhnte.

Sekundenlang waren seine Reflexe fast völlig blockiert. Er konnte nur ganz langsam reagieren, sah zwei Leichenfresser, die mit aufgerissenen Mäulern über ihn herfielen und ihn fertigmachen wollten.

Der Brodem, der aus ihrem Hals stieg, stank bestialisch.

Die beiden Dämonen rissen den Gnom zu Boden, drückten ihn nieder. Er spürte ihre glitschigen Hände an seiner Wange, an seinem Hals.

Endlich kam er wieder in Schwung, aber es sah nicht gut für ihn aus. Die Ghouls waren sich nicht einig, wer von ihnen Cruv töten sollte. Einer drängte den anderen zur Seite, und sie schlugen sogar aufeinander ein.

Das war Cruvs Chance!

Er nützte sie unverzüglich, stieß sich von den Leichenfressern ab, rutschte etwa einen Meter über den Asphalt, nahm den magischen Dreizack mit und federte auf seine kurzen Beine.

Dann griff er den ersten Gegner an. Die Spitzen des Dreizacks zuckten auf den glänzenden Hals des Unholds zu. Treffer. Fast im selben Moment brach der Leichenfresser wie vom Blitz getroffen zusammen.

Die beiden Erfolge stachelten den Gnom zu Höchstleistungen an. Er wollte auch Ghoul Nummer drei vernichten, doch da bekam dieser unverhofft Unterstützung. Die Nacht spuckte weitere Leichenfresser aus.

Cruv begriff, daß es zu viele waren.

Er ließ sich auf keinen Kampf mehr ein, sondern zog sich zurück.

Ein Schwarzblütler tauchte hinter ihm auf. Wenn Cruv ins Haus gelang gen wollte, mußte er diese Hürde nehmen.

Fauchend griff der Leichenfresser nach dem Gnom. Dicke graue Adern zuckten auf seinem kahlen Schädel. Seine Augäpfel hatten einen bläulichen Schimmer. Die Zähne waren groß, spitz und unregelmäßig.

Wenn der Ghoul den Gnom damit verletzte, konnte das lebensgefährlich sein!

Cruv fintierte.

Er tat so, als wollte er links an dem Unhold vorbei, zuckte aber gleich wieder zurück, und der Schwarzblütler griff ins Leere.

Dadurch war die linke Seite des Ghouls ungedeckt, und dort stieß ihm der Gnom den Dreizack hinein. Das schwarze Wesen heulte auf.

Mr. Silver hörte das und erschien am Fenster. Er fluchte, drehte sich um und sagte hastig zu Terri Culp: »Rühren Sie sich nicht von der Stelle!«

»Was ist dort draußen los, Mr. Silver? Ist Russell eingetroffen?«

»Später«, sagte der Ex-Dämon nur und eilte seinem kleinen Freund zu Hilfe.

Da sich Cruv mit dem Leichenfresser aufgehalten hatte, konnten die andern ungehindert näher rücken. Mehrere Hände packten den Gnom. Er verlor seinen Stock. Der Stoff seines Maßanzugs ratschte. Cruv wehrte sich mit wilder Verbissenheit, doch er hätte es nicht geschafft, wenn Mr. Silver nicht erschienen wäre und sofort eingegriffen hätte.

Aus den perlmuttfarbenen Augen des Ex-Dämons rasten rote Feuerlanzen und vernichteten die Angreifer.

Cruv holte sich seinen Stock wieder und eilte zu Mr. Silver. Die Ghouls zogen sich zurück, tauchten ein in das Dunkel der Nacht.

»Bist du in Ordnung?« fragte der Hüne den Gnom.

»Ja«, antwortete der Kleine.

»Russell Ayres, dieser Dreckskerl, hat Hilfe geholt!« knurrte der Ex-Dämon. »Er greift uns nicht selbst an, läßt es die Ghouls tun. Los, komm ins Haus. Wir müssen uns überlegen, was wir tun können.«

Obwohl der Ex-Dämon gesagt hatte, sie solle sich nicht von der Stelle rühren, hatte sich Terri Culp doch zum Fenster begeben, und was sie dann zu sehen bekommen hatte, ließ sie an ihrem Verstand zweifeln.

Grauenerregende Gestalten waren dort draußen gewesen. Cruv hatte mit ihnen gekämpft, und dann waren aus Mr. Silvers Augen Feuerlanzen gesaust.

Der Hüne konnte unmöglich ein Mensch sein. Terri hatte auf einmal Angst vor ihm. Als er auf. sie zutrat, wich sie zitternd zurück.

»Wer sind Sie?« fragte sie mit belegter Stimme.

»Ich habe jetzt keine Zeit, Sie über mich aufzuklären, Terri«, sagte der Ex-Dämon. »Ich kann Sie nur bitten, mir zu vertrauen. Ich will

Ihnen helfen. Wenn Sie tun, was ich sage, haben Sie die besten Chancen, mit heiler Haut davonzukommen. Glauben Sie mir das?«

Sie blieb stehen, wich nicht weiter zurück. Sie ließ sich von Mr. Silver berühren, und ihre Angst vor ihm war ganz plötzlich nicht mehr vorhanden. Sie schämte sich deswegen sogar. Wie hatte sie auch nur einen Moment lang daran zweifeln können, daß Mr. Silver ihr Freund und nicht ihr Feind war?

»Was… was waren das für schreckliche Wesen?« fragte Terri Culp und wies zum Fenster.

»Ghouls«, sagte der Ex-Dämon. Die Bezeichnung Leichenfresser vermied er, um Terri nicht noch mehr zu schocken. »Dämonen. Sie unterstützen Russell Ayres.«

»Ist er… Ist er auch da draußen?«

»Mit Sicherheit.«

»Ich habe ihn nicht gesehen.«

»Er hält sich im Hintergrund, läßt seine Verbündeten die Schmutzarbeit tun«, sagte Mr. Silver.

Terris banger Blick hing an seinen Lippen. »Was wird geschehen? Was hat Russell Ayres vor?«

»Das kann ich nur vermuten«, sagte der Ex-Dämon. »Er scheint auf Sie nicht verzichten zu wollen. Vielleicht sollen die Ghouls uns ablenken, damit er Sie sich ungehindert holen kann.«

Terri warf sich schluchzend in Mr. Silvers Arme. »Bitte, helfen Sie mir.«

»Denken Sie, wir lassen Sie im Stich?«

Die Tür flog auf, ein Leichenfresser stand im Rahmen. Mr. Silvers Feuerblick tötete ihn, doch sofort nahm ein anderer Ghoul diesen Platz ein. Und dann klirrten ringsherum die Fenster.

Der Teufel war los in Terri Culps Haus!

Überall versuchten die Ghouls einzudringen. Cruv und Mr. Silver wußten nicht, wo sie es zuerst verhindern sollten. Hier ragten schleimige Arme herein, dort schob sich ein Bein oder ein Körper über die Fensterbank, von irgendwoher kamen Schritte.

Russell Ayres schien eine ganze Ghoularmee auf die Beine gestellt zu haben.

Dies war ihre Stunde.

Die Stunde der Ghouls!

»Cruv!« schrie Mr. Silver, während er sich den ekelerregenden Leichenfressern entgegenwarf. »In den Keller mit Terri! Mach schnell! Bring sie in den Keller und bleib bei ihr!«

Der Gnom brachte einen Ghoul mit dem schweren Silberknauf seines Stocks zu Fall, nahm sich aber nicht die Zeit, dem Dämon den Todesstoß zu versetzen, sondern jagte durch das Wohnzimmer, das sich schnell in einen Trümmerhaufen verwandelte. Terri Culp hatte

soeben einen verzweifelten Schrei ausgestoßen.

Ein Leichenfresser, größer und kräftiger als die anderen, wuchtete sich vor. Seine schleimfeuchten Hände schnappten die Arme der Frau. Er riß Terri an sich.

Doch da war der mutige Cruv zur Stelle.

Er hämmerte dem Unhold den Knauf zwischen die Schulterblätter.

Der Ghoul brüllte auf, ließ Terri los und fuhr wütend herum. Er schaute über den kleinen Gegner.

Cruv drehte den Stock, und dann fand der Dreizack wieder sein Ziel.

Das Höllenwesen brach zusammen.

Angewidert beobachtete Terri Culp, wie sich der Ghoul zersetzte. Cruv streckte ihr seine Hand entgegen.

»Kommen Sie, Terri!«

Wie in Trance ergriff sie die Hand ihres kleinen Beschützers und ließ sich von ihm fortziehen. Sie gab es auf, all das verstehen zu wollen. Es gab dafür keine vernünftige Erklärung.

Der Gnom zerrte sie zum Kellerabgang, machte Licht, schickte sie voraus und schloß die Tür ab. Er wollte sie erst wieder öffnen, wenn es ihm Mr. Silver sagte. Bis dahin war er für Terris Sicherheit verantwortlich, und er nahm diese Aufgabe nicht auf die leichte Schulter.

Während Terri und Cruv im Keller standen, tobte oben ein erbitterter Kampf.

Mr. Silver räumte auf!

Cruv machte sich keine Sorgen um den Ex-Dämon. Dem konnten die Ghouls nichts anhaben. Bestimmt war der Hüne zu Silber erstarrt, um in diesem wilden Kampf keine Verletzungen davonzutragen.

Mr. Silver war eine Festung, die die Ghouls nicht stürmen konnten. Ihm waren die Leichenfresser nicht gewachsen.

»Er wird die Ghouls vernichten«, sagte Cruv zuversichtlich zu Terri Culp. »Alle!«

Der Lärm steigerte sich. Immer lauter vernahmen Terri und Cruv auch ein Knirschen und Kratzen, und Augenblicke später kamen die Ghouls durch die Wand und aus dem Boden!

***

Wieder blickte ich zu der Funzel hoch. Wenn es mir gelang, sie mit den gefesselten Beinen zu erreichen, konnte ich sie mit dem Schuhabsatz kaputtschlagen. Sofort ging ich an die Ausführung dieser ungewöhnlichen Turnübung, aber ich unterschätzte die Höhe.

Es fehlten ein paar Zentimeter.

Verflucht noch mal, sollte ich wirklich an lächerlichen vier, fünf Zentimetern scheitern? Sollte diese geringe Entfernung über mein Schicksal entscheiden? Zornig lehnte ich mich dagegen auf, und ich

schaffte in meiner Wut noch zwei Zentimeter, aber dann war Sense.

Keuchend verharrte ich einen Moment mit den hochgestreckten Beinen. Nach einem nochmaligen ergebnislosen Versuch resignierte ich und zog die Beine ein. Dabei vernahm ich ein metallisches Klimpern, und blinkend fiel etwas neben meinem Kopf zu Boden.

Einer der magischen Wurfsterne!

Sie hatten die Form eines Pentagramms, ihre Schenkel waren messerscharf. Einer von diesen Wurfsternen war mir bei meinem akrobatischen Akt aus der Tasche gefallen, und ich holte ihn mir sofort.

Ein unbeschreibliches Gefühl erfüllte mich, als ich den Wurfstern zwischen meinen Fingern spürte. Ich setzte ihn an den Strick und fing an zu schneiden. Hin, her - hin, her - hin, her…

So lange, bis die Handfesseln nachgaben.

Die Knoten der Fußfesseln löste ich mit den Fingern. Dann sprang ich auf, schüttelte die Beine, um wieder mehr Gefühl zu bekommen, steckte den Wurfstern ein und warf mich mit der Schulter mehrmals gegen die morsche Tür. Als sie brach, sauste ich hinaus und fiel gegen eine Wand, die meinen Schwung unsanft stoppte.

Das Krachen der Tür veranlaßte Bastard, kreischend zu protestieren.

»Halt den Schnabel!« knurrte ich.

Ein par schwarze Katzen fauchten mich aggressiv an. Als ich aber auf sie zuging, nahmen sie Reißaus.

Bastard schien es nicht zu passen, daß ich ihn keines Blickes würdigte. Er kreischte mir nach, aber ich ignorierte ihn weiter.

Auf der Straße entdeckte ich meinen Rover. Ich stieg ein, und während ich mich auf dem Weg zu Terri Culps Haus befand - die Adresse stand auf der Liste, die ich von Major Hathaway bekommen hatte -, rief ich zu Hause an, denn ich konnte mir vorstellen, daß sich Boram mit Vicky in Verbindung gesetzt hatte und meine Freundin nun schon gehörig rotierte, weil sie nicht wußte, was mir zugestoßen war.

Vicky hatte von Charlton Hathaway erfahren, daß sich Mr. Silver und Cruv zu Terri Culp begeben hatten.

Das würde ein hochexplosives Treffen geben, wenn wir uns alle dort einfanden: Russell Ayres, Richard Shuck und ich.

***

Die Ghouls hatten es tatsächlich geschafft, sich durch die Wand und den Boden zu graben. Diese neue, unerwartete Bedrohung ließ Terri Culp in panischer Angst aufschreien.

Cruv drängte die Frau in eine Ecke. Er stellte sich kampfbereit vor sie und wartete auf den Angriff der Leichenfresser.

Sie waren zu dritt, aber weitere folgten.

Cruv versuchte alle im Auge zu behalten. Er wußte, daß ihm ein

schwerer Kampf bevorstand, und vielleicht würde er ihn verlieren.

Aber so lange er lebte, durften diese schleimigen Teufel der Frau, die er beschützte, kein Leid zufügen.

Sie griffen zu dritt an.

Cruv wehrte sie ab. Sein Stock wirbelte ununterbrochen durch die Luft. Wenn der Knauf traf, stöhnten die Ghouls auf. Vor den gefährlichen Spitzen des Dreizacks wußten sich die Leichenfresser immer wieder in Sicherheit zu bringen. Aber dann bohrte sich der Dreizack in das Bein eines Gegners. Er brüllte auf und knickte ein. Cruv riß den Dreizack zurück und stach gleich noch einmal zu, und diesmal saßen die Spitzen im schwarzen Leben des Feindes.

Die anderen Dämonen wichen zurück.

Cruv setzte nach. Sie sollten sehen, daß er sie nicht fürchtete. Wieder gelang es ihm, einen Schwarzblütler zu fällen, aber er machte sich nichts vor, gab sich keiner falschen Illusion hin. Das waren nur Teilerfolge. Den großen Sieg würde er über die vielen Gegner nicht erringen können.

»Cruv!« kreischte plötzlich Terri Culp. »Vorsicht!«

Noch während der Gnom herumwirbelte, traf ein Hieb seinen Kopf. Ihm drohte Hören und Sehen zu vergehen. Er stürzte, überschlug sich mehrmals, und der Stock flog davon.

Direkt vor den Füßen zweier Leichenfresser landete der Gnom. Er war schwer benommen, konnte sich nicht mehr wehren, schien verlören zu sein.

Da griff Terri Culp in ihrer Verzweiflung todesmutig ein. Zwei Meter von ihr entfernt lag Cruvs Stock auf dem Boden.

Terri holte sich die Waffe, und jener Ghoul, der Cruv töten wollte, bekam den Dreizack mitten in die Brust.

Noch einmal stach Terri zu, doch den zweiten Leichenfresser traf sie nicht. Und dann raubte auch ihr ein Schlag beinahe die Besinnung.

Aber oben hatte Mr. Silver ihren entsetzten Schrei vernommen. Der Ex-Dämon wußte, daß er im Keller gebraucht wurde.

Er trat die Tür ein und stürmte die Treppe hinunter, kam gerade noch rechtzeitig, um die Katastrophe zu verhindern.

Daß er jetzt aus purem Silber bestand, verblüffte Terri Culp schon nicht mehr. Was war überhaupt noch unmöglich?

Der Hüne räumte unter den Leichenfressern unerbittlich auf.

Endlich war zu erkennen, daß sie weniger geworden waren.

Mr. Silver zog die Angriffe der Gegner auf sich, lenkte sie von Terri und Cruv ab. Und während die Niederlage der Leichenfresser immer deutlicher erkennbar wurde, betrat Russell Ayres mit einem triumphierenden Glitzern in den Augen das Haus.

Er hörte den Kampflärm und grinste.

»Jetzt habe ich sie dort unten beisammen«, knurrte er und schaute

auf den weißgelben Alabasterteufel, mit dessen Hilfe er Cruv und Mr. Silver vernichten wollte, falls dies die Ghouls noch nicht getan hatten.

Er eilte auf die Kellertür zu.

»Ayres!« peitschte plötzlich eine scharfe Stimme hinter ihm her und riß ihn herum. Seine Augen wurden schmal, als er Richard Shuck erkannte.

Der Parapsychologe mußte wahnsinnig sein. Wie konnte er es wagen, sich mit ihm anzulegen?

Richard Shuck hielt sein Gewehr im Anschlag.

Er sah, wie Russell Ayres zum Höllenamulett griff, und wußte, daß er keine Zeit mehr zu verlieren hatte.

Er drückte ab.

Es gab keinen Knall. Dennoch zuckte Ayres zusammen, und seine Augen weiteten sich überrascht. Er wankte, brachte die Kraft nicht auf, den Alabasterteufel mit der Hand zu umschließen.

Die Hand sank nach unten!

Das Gift wirkte sofort. Die Augen wollten dem Archäologen zufallen, und er hatte große Mühe, auf den Beinen zu bleiben.

Richard Shuck grinste breit. »Ich wußte, daß es klappen würde! Ich wußte es!«

Das Gift vermochte Ayres nicht zu betäuben, aber es schwächte ihn so sehr, daß er auf die Knie fiel.

»Nun gehört er mir!« sagte Shuck und starrte auf den Alabasterteufel. »Ich werde mir die Kraft der Hölle nutzbar machen. Besser, als du es je gelernt hättest. Als Parapsychologe weiß ich genauer über die finsteren Mächte Bescheid. Dieser Teufel wird mich zum Kaiser des Bösen krönen, und du bist zu schwach, um mich daran zu hindern, ihn dir wegzunehmen.«

Während er sprach, näherte er sich dem knienden Archäologen.

Er warf das Gewehr fort, brauchte es nicht mehr.

Shuck wußte, daß er sich beeilen mußte. Das Gift würde Russell Ayres nicht lange schwächen. Er trat an den Archäologen heran und griff nach der Kette, an der der Alabasterteufel hing.

Blitzschnell nahm der Parapsychologe seinem Widersacher die Kette ab, und während ihm das Herz im Leibe lachte, wollte er sich den begehrten Teufel um den Hals hängen.

***

In diesem Moment tauchte ich auf.

Ich sah Ayres auf den Knien und sah, wie sich der Parapsychologe die Kette über den Kopf streifen wollte. Das mußte ich verhindern.

Den Colt Diamondback hielt ich bereits in der Faust. Ich brauchte nur noch abzudrücken, und genau das tat ich auch.

Zuerst brüllte der Revolver, dann Richard Shuck. Die geweihte

Silberkugel traf seinen Unterarm und riß ihm den Alabasterteufel aus der Hand. Die weißgelbe Figur sauste zu Russell Ayres zurück, und dann passierte etwas Verblüffendes.

Der Alabasterteufel schlug gegen die Brust des Archäologen - und verschwand darin!

Da half die Magie nach!

Der Körper des Archäologen hatte die Teufelsfigur aufgenommen. Nur die Kette war noch zu sehen. Sie baumelte unruhig hin und her.

Aber das war erst der Anfang von dem, was geschehen sollte.

Der Alabasterteufel entfaltete in Russell Ayres seine volle Höllenkraft. Der Mann sprang auf und stieß ein donnerndes Gebrüll aus. Dabei veränderte sich die Form seines Gesichts; er wuchs und wurde dem Alabasterteufel immer ähnlicher.

Die Ähnlichkeit beschränkte sich jedoch nicht nur auf Ayres' Aussehen. Auch die Beschaffenheit seines Körpers veränderte sich. Vor mir wuchs ein Teufel empor, der bis an die Decke reichte, und er war aus weißgelbem Alabaster.

Richard Shuck wich mit einem entsetzten Schrei zurück.

Der riesige Alabasterteufel wandte sich ihm zu, ballte die weiße Hand zur tödlich harten Faust und erschlug den Parapsychologen mit einem einzigen gewaltigen Hieb.

Dann wandte sich der Unhold mir zu.

Mir war sofort klar, daß ich mit meinem Colt gegen dieses Scheusal nichts ausrichten konnte. Hastig stieß ich die Waffe in die Schulterhalfter und öffnete mein Hemd.

Der gefährliche Teufel glotzte mich durchdringend an.

Ich spürte, wie er mich mit einer gewaltigen Magie attackierte. Er konnte nicht wissen, daß ich im Besitz einer für ihn tödlichen Waffe war. Er kannte meinen Dämonendiskus nicht, deshalb ließ er es zu, daß ich die milchig-silbrige Scheibe loshakte.

Aber er wollte mich auf den Knien sehen, und das erreichte er auch.

Während sich der Diskus in meiner Hand auf das Dreifache vergrößerte, zwang mich die Kraft des Alabasterteufels auf die Knie.

Ich sah, wie er wieder seine Hand zur Faust ballte, und mir war bewußt, daß er mich ebenso erschlagen wollte wie Richard Shuck.

Mit schweren Schritten stampfte er heran. Er hätte mich töten können, ohne mich zu berühren, aber das wollte er nicht. Er wollte mit der Faust über mich triumphieren.

Einen Schritt war er nur noch von mir entfernt.

Aufspringen konnte ich nicht, deshalb ließ ich mich nach vorn fallen und preßte ihm den Dämonendiskus gegen das weiße Alabasterbein.

Die Wirkung war verblüffend. Kaum hatte der Diskus Kontakt mit dem riesigen Teufel, da ließ dessen Gebrüll das Haus erzittern. Die glatte Scheibe setzte eine zerstörende Kraft frei, der das Bein des

teuflischen Riesen zum Opfer fiel.

Es verwandelte sich vom Knie abwärts zu weißem, mehligem Staub. Weißgelber Gips rieselte zu Boden, während der Alabasterteufel in heller Panik zurücksprang. Er nahm die Höllenkraft von mir. Sie zwang mich nicht länger, auf den Knien zu bleiben. Ich konnte aufspringen.

Der weiße Satan, dem nur noch ein Bein zur Verfügung stand, verlor das Gleichgewicht und, fiel gegen die Wand. Mit dem Ellenbogen zertrümmerte er einen Wandschrank, und das sollte der letzte Schaden sein, den er angerichtet hatte.

Das weiße Ungeheuer hatte im Moment zuviel mit sich selbst zu tun, als daß es sich weiter um mich hätte kümmern können. Es verhinderte nicht, daß ich ausholte und den Diskus kraftvoll schleuderte.

Die Distanz war kurz, und die tödliche Scheibe schien immer schneller zu werden. Rotierend traf sie den harten Körper. Im selben Augenblick vernahm ich einen dumpfen Knall, und dann raste ein weißer Sandsturm durch den verwüsteten Raum.

Decke, Wände, Boden, Möbel, alles wurde von dem feinen Staub überzogen.

Ich natürlich auch.

Wie ein Müller sah ich aus, und der trockene Staub, der mir in die Kehle gedrungen war, reizte mich zum Husten.

Als sich der Dreck etwas gesetzt hatte und nur noch ein dünner weißer Nebel im Zimmer hing, sah ich meinen Diskus. Ich holte ihn mir und hängte ihn an die Kette.

Gestalten kamen durch den Nebel auf mich zu. Ein großer Mann, ein kleiner Mann und eine Frau.

Mr. Silver, Cruv und Terri Culp.

Ich erfuhr, daß Russell Ayres eine Armee von Ghouls vorgeschickt hatte, die Mr. Silver jedoch vernichten konnte. Nicht ein einziger Leichenfresser war übriggeblieben.

Als ich berichtete, was ich erlebt hatte, kam Terri Culp aus dem Staunen nicht heraus. Ich klopfte mir den weißen Staub ab, so gut es ging, und suchte anschließend das Telefon.

Terri Culp sagte mir, wo es einmal gestanden hatte, und dort in der Nähe fand ich den Apparat auch. Er war so weiß wie alles in diesem Zimmer. Der Hörer lag daneben. Ich hob ihn an mein Ohr, um festzustellen, ob das Telefon funktionierte. Das war der Fall, und so konnte ich Major Hathaway anrufen.

»Konnten Sie eine Spur von Ayres finden?« fragte der Leiter von MI 5. »Wir tappen leider immer noch im dunkeln.«

»Dann sagen Sie Ihren Leuten mal, daß die Sache gelaufen ist.«

»Tatsächlich? Sie haben Russell Ayres erwischt?«

Vor Terri Culps Haus stoppte der erste Polizeiwagen. Es wäre ein

Wunder gewesen, wenn die Nachbarn von dem Höllenspektakel nichts mitbekommen hätten. Als die Polizisten ausstiegen, traf bereits der zweite Streifenwagen ein.

»Würden Sie nun ausnahmsweise etwas für mich tun, Major?« fragte ich.

»Alles, was Sie wollen, Mr. Ballard.«

Ich berichtete, was soeben lief, und Hathaway versprach, sofort zu kommen, um die Angelegenheit zu regeln.

Er mußte eine Rakete benutzt haben, denn bereits zehn Minuten nach dem Telefonat traf Charlton Hathaway ein.

»Meine Güte, sieht's hier aus«, sagte er kopfschüttelnd. Ich erzählte ihm, was er noch nicht wußte, und er kümmerte sich anschließend darum, daß wir gehen konnten.

»Wir sehen uns morgen wieder«, kündigte der Geheimdienstchef an. »Dann wird sich in meiner Brieftasche ein Scheck über zehntausend Pfund befinden. Wir halten uns an die Abmachungen, die wir treffen.«

»Weil Sie nie wissen können, wann Sie meine Dienste wieder in Anspruch nehmen müssen«, sagte ich schmunzelnd.

»Genau. Und weil Sie Ihr Geld wert sind, Mr. Ballard.«

Ich zog Hathaway zur Seite. »Darf ich noch eine Bitte äußern?«

»Nur zu«, forderte mich der Major auf.

»Sie sehen, wie es hier aussieht. Wer kommt für den Schaden auf?«

»Ich denke, das läßt sich in einer guten Woche in Ordnung bringen. In acht bis zehn Tagen ist hier alles wieder wie neu. Es wird Miß Culp selbstredend keinen Penny kosten.«

»Sehr großzügig. Und wo wird sie solange unterkommen?«

»Man wird ihr in einem der besten Hotels kostenlos eine Suite zur Verfügung stellen. Ist das in Ihrem Sinn, Mr. Ballard?«

Ich boxte den Major leicht gegen den Rippenbogen. »Ich sehe, wir verstehen uns, Major«, sagte ich, verabschiedete mich von Terri Culp und ging hinaus zu meinen Freunden, die dort auf mich warteten.

***ENDE***

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 63 »Das Monster lebt«

[2]Siehe Tony Ballard Nr. 50 »Als der Silberdämon starb«, und folgende

[3]Siehe Tony Ballard Nr. 59 »Monster aus der Retorte«, Tony Ballard Nr. 60 »Brutstätte des Bösen«